Fortepiano.

Kleine heitere Schriften

von

Franz Horn.

Erster Theil.

Iserlohn, 1831.
Bei W. Langewiesche.

ECA PADERBERGENS

Inhalt.

		Seite
	Vorrede	v
1.	Jungfrauen, — Dichter, — ihr Unglück, und guter Rath für sie	1
2.	Ida, oder Liebe und Wahrheit, eine kleine pädagogische Novelle	7
3.	Etwas, das Sancho Pansa gesagt hat	20
4.	Merkwürdige Sage, Paul Gerhard betreffend	22
5.	Ehre dem Genie	25
6.	Die Sage vom ewigen Juden	28
7.	War Gellert furchtsam?	45
8.	Ein großer Dichter, ein guter Mensch	51
9.	Aeußerung des Cervantes über sich selbst	56
10.	Wetter und Schrift	61
11.	Etwas aus Adelung und Campe	64
12.	Jean Paul als Mensch und Dichter	68
13.	Wem soll ich nun glauben?	80
14.	Zur Charakteristik der Brandenburger	83
15.	Berliner Redensarten	93
16.	Goethe dedicirend	95
17.	Leben und Nebel	99

Seite

18. Wer hat in Berlin die erste Theaterkritik geschrieben? 102
19. Johnson und Garrik 104
20. Das begünstigte Thier 108
21. Reminiscenzen 110
22. Für Liebevolle und Liebelose 112
23. Der Prinz in Emilia Galotti . . . 115
24. Mittel gegen die Philisterhaftigkeit . . 125
25. Gesellschaftsgesichter nach Stunden . . 128
26. Die zwei Wünsche 137
27. Griesbach 140
28. Zur Erziehungslehre 149
29. Bücherleser und Käufer 152
30. Mittel, geschwind berühmt zu werden . . 164
31. Der Mensch und die Stunde 175
32. Kinder, Kinderlieder, Kinderfreuden . . 181
33. Häuslichkeit und Unhäuslichkeit . . . 196

Vorrede.

Die wohlwollende Theilnahme, welche manchen meiner seit einer Reihe von Jahren in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze begegnete, veranlaßt mich, sie zu sammeln.

Mit diesen fröhlichen Worten fangen die meisten Vorreden zu ähnlichen Sammlungen an; allein man soll ein gutes Lied darum nicht scheuen, weil es schon oft gesungen worden ist; und es kommt am Ende doch immer nur darauf an, ob man es singen darf.

Die Auswahl, die ich getroffen, ist sorgfältig, und die Feile, die ich angelegt habe, streng, so daß ich vielleicht gar fürchten muß, manche

Leser werden sie hie und da für zu streng halten. — Ueberhaupt ist das Auswählen aus einem großen Vorrath eigener Arbeiten, das Verbessern, Sichten und Ordnen zwar eine erfreuliche, aber auch schwierige Arbeit. Man thut sich doch nie genug, und weil man so sehr wünscht, es zu können, mag man sich leicht mitten in der Freude beunruhigt fühlen.

Ueber den Gedanken des Ordnens möchten ohnehin nicht alle Eines Sinnes sein, und ich will nur gestehen, daß mir die Ordnung nach Zahlen, obwohl sie freilich nothwendig ist, nicht als die wichtigste vorkommt. Nur in Beziehung auf den Aufsatz, mit dem das ganze Werk beginnt, sei mir verstattet, anzuführen, daß ihm die erste Nummer ertheilt wurde wegen des Beifalls, den ihm ein sehr verehrter deutscher Schriftsteller schenkte, in dessen greisen Locken der Kranz unverwelklicher Jugend blüht.

Manche der hier mitgetheilten Aufsätze sind

jedoch neu, und bisher noch nicht gedruckt. Möge ihnen dieselbe Gunst zu Theil werden, deren manche andere sich schon früher zu erfreuen hatten.

Der erste Titel dieser Sammlung „Fortepiano" kann vielleicht befremden, doch hoffentlich nicht lange. Man weiß, wie schwierig es ist, heut zu Tage noch eine neue Aufschrift für „vermischte Schriften" aufzufinden. Griechische, römische und altdeutsche Götter und Göttinnen haben längst ihre Namen den Titelblättern gespendet, auch Bäume und Blumen in großer Anzahl wehen uns daselbst heilverkündend an. Nur musikalische Instrumente sind bisher nur selten zur Bücherbenennung gebraucht worden, und so bot sich mir zu diesem Behuf das allbekannte Clavier und Pianoforte an, das traulichste der Instrumente, das bei keinem frohen geselligen Abende zu fehlen pflegt. — So, denke ich, wird man sich mit der Aufschrift leicht versöhnen.

Zum Schlusse: — Das Leben und die Liebe eines Menschen wie eines Buchs kann nur von dem Leben und der Liebe des Begegnenden erfaßt werden. Wo aber dieses und diese waltet, wird es auch nicht an Güte und Nachsicht fehlen.

Berlin, am 24. November 1830.

Franz Horn.

1.

Jungfrauen, — Dichter, — ihr Unglück, und guter Rath für sie.

Man hat das Leben alter Jungfern oft geschildert, und meistens auf eine bequem satyrische Weise. Sie waren früher schön und meinten, ihre Jugend und Schönheit solle immer dauern, waren mäklig und wählerisch, bis endlich nichts mehr zu wählen übrig blieb, und gänzliche Verlassenheit folgte, worüber der höchst satyrisch lächelnde Darsteller eine nicht sehr erfreuliche Herzensfreude empfindet und laut werden läßt.

Bedenklich ist dabei, daß fast Niemand mit den alten Junggesellen eben so hart verfährt, die freilich meistens weniger unglücklich, aber auch weniger sittlich zu sein pflegen, als jene alte Jungfern.

Auch der nahe liegende Vergleich jener Jungfern mit wenigstens sieben Achteln der — Dichter kommt nicht zur Sprache. — Wir finden hier:

Uebermüthige Jugend, schwelgend in einzelnen süßen Gefühlen, oder, wenn's hoch kommt, ergreifenden Ideen, — alle Musen und Grazien umtanzen das Leben derselben, auch stellen sich endlich einige graziöse Buchhändler ein, — höchster Aufschwung des Stolzes, fröhliche Kämpfe mit dem Publikum und den Recensenten, der Poet wird wol gar Liebling des Publikums, und hofft, es solle ewig dauern. Aber dem ist nicht also, und es kommt eine Zeit, wo er vor dem Spiegel plötzlich gewahr wird, daß er einige graue Haare bekommen hat, er findet, daß das Publikum wenig mehr von ihm redet, und daß die meisten Kritiker gar nichts mehr mit ihm zu thun haben wollen. Einige meinen, er schreibe zu viel; andere, er wiederhole sich, und ach! auch die höflichsten Buchhändler klagen, seine sonst ohne Zweifel vortrefflichen Werke wollten nicht mehr recht wandeln. — Der böse Schotte sei Schuld, der alles überflügle, obwohl vermuthlich auch nur noch für das nächste Quinquennium. Es dauert lange, ehe der Dichter sich entschließen kann, an solchen Jammer zu glauben; dennoch giebt es Stunden, in denen er sich sagt: „Saßest Du auch einst nicht auf einem der literarischen Fürstenstühle, so doch etwa auf der Grafenbank, und Deine

Stimme war eine volle, die sorgsam mitgezählt wurde; aber in dem jetzigen Getümmel hört man Dich nicht sonderlich. Du bist, wenn auch noch nicht abgesetzt, doch der Absetzung nahe."

Und er ist doch noch so jung, — etwa ein fünf und dreißiger! — Das Publikum darf in keinem Falle merken, daß er — es merke; — und nun nimmt er seine Zuflucht zu manchen unerfreulichen Mitteln, um sich neuen Credit zu verschaffen, und thut vornehm, wie ein Kaufmann, der seinen nahen Banquerot nicht verrathen will. Er rühmt die große Gunst des Publikums, in der er stehe, und dankt sehr; — man lächelt. Er versucht, was ehedem Glück machte, zu wiederholen und wird manierirt. Er bemüht sich, seine Bitterkeit mit Humor zu verhüllen, aber man sieht die Grimasse. So kommt etwa das vierzigste Lebensjahr heran, und er ist — älter als die älteste alte Jungfer.

Wie es denn weiter geht im fünf und vierzigsten, funfzigsten, sechszigsten Jahre u. s. w., darüber wollen wir lieber einen dichten Schleier werfen, um uns nicht mit dem trübsten Mitleid abzuquälen. Die meisten der so eben geschilderten Dichtergattung Angehörigen erreichen auch schwerlich diese Jahre, entweder weil die Schmerzen des unbefriedigten

Stolzes, oder die tiefern eines verfehlten Lebens ihnen früher das Herz brechen, der weil sie in irgend einer Stunde schärferer Klarheit schnell einen andern Weg einschlagen, und, des unheimlichen Treibens müde, sich um ein kleines Amt, etwa bei der — Accise, bewerben, was sie billig viel früher hätten thun sollen, wie z. B. der tiefsinnige Hamann in Königsberg (der freilich auch bei weitem höher stand als jene ganze Poetengattung) als Packhofverwalter mit Recht sehr geschätzt wurde. Sie aber sind meistens dem Casperle in der altdeutschen Puppencomödie „Faust" ähnlich, der sich kaum noch zu rechter Zeit aus dem gefährlichen Teufelsspiel heraus rettet, und zwar in den freilich unbequemen, doch sichern Nachtwächterdienst hinein; nur daß er auch in dieser Stelle einige seiner früheren Unarten nicht lassen kann.

Denken wir indessen mit ganzem Ernste an die früher angedeuteten, innerlich und oft auch äußerlich verloren gehenden Poeten, so mögen wir uns einer tiefen Wehmuth nicht erwehren, ja es kann Stunden geben, in denen wir aus Mitleid mit ihnen, wie König Lear ausrufen möchten: „Ach, eine Unze Bisam, guter Apotheker, meine Phantasie wieder wohlduftend zu machen."

Wäre ich der also Angerufene und sollte den Apotheker vorstellen, so würde ich über die Unze nicht verlegen sein, sondern auf eine ganze Welt voll Blüthenduft, der schöner ist als aller Bisam, hindeuten. Die Strafe jener Poeten kann freilich nicht ausbleiben, denn sie selbst haben sie hervorgerufen; willst Du davor gesichert sein, so treibe zuvörderst alles, was Du treibst, aus reiner Liebe zu der Sache; begegnet Dir dabei der Beifall der Menge, so mögest Du Dich darüber freuen, doch nur wie über ein Geschenk, das Dir auch wol einmal entzogen werden kann. Die Poesie sei Dir der reine Athem des Lebens, und lebst Du in dieser reinen Luft, so verlange nicht immer obendrein noch Lob dafür, daß Du so — glücklich bist. Halte ferner ja nicht gleich guten Sinn und Empfänglichkeit für Feuer, eifrige Liebe zur Poesie schon für poetisches Talent, und dieses nicht für dichterisch schaffendes und bildendes Genie. Nur das letztere ist unerschöpflich, während auch das schönste Talent den Nachtigallen gleicht, die, wie uns eine treffliche Gellertsche Fabel erinnert, nur wenige Wochen singen, was wir so leicht und so gern vergessen. Doch sind wir auch besser daran als die Nachtigallen, denn wenn wir unser Talent

zur Poesie, wie billig, mit Geschichte und Philosophie vereinen, dann kann uns selbst im achtzigsten Lebensjahre noch ein neuer Sangesfrühling aufblühen. Endlich — um alles zusammen zu fassen — sei mir verstattet, auch hier wieder mit meinem alten Lieblingsworte hervorzutreten: „Erwirb Dir in der Jugend ewige Jugend.“ Wenn Du es ganz willst, vermagst Du es auch, und wenn Dich dann selbst der tiefste Schmerz trifft als Dichter und Schriftsteller, so wird er Dir doch nie die innere Klarheit und Hoffnung rauben, und unwandelbar fest stehen wird die Ueberzeugung, daß alles was wahrhaft gut und schön ist, das Leben und den Sieg in sich trage, dem keine schwankende Mode etwas anhaben kann.

Aber auch an dem äußern Siege wird es nicht fehlen; nur frage nicht ängstlich, wann er wol kommen werde. Auf dieses „Wann“ giebt es keine sichere Antwort; uns genüge, daß er einmal kommen müsse.

2.

Ida, oder Liebe und Wahrheit.

Eine kleine pädagogische Novelle.

Wahr sein, und mithin stets wahr reden, ist die Bedingung unsrer ganzen moralischen Existenz, denn die Lüge ist in sich selbst ein Nichts, und der Lügner vernichtet sich selbst.

Ich schicke diesen Satz, der meine innigste Ueberzeugung ausspricht, voraus, um nicht mißverstanden zu werden und Niemanden zu sehr zu erschrekken, wenn ich nunmehr dennoch behaupte, daß manche wohlmeinende Eltern, weil sie das Erziehungswesen nicht verstehen, aus lauter Liebe zur Wahrheit ihre Kinder zu Lügnern oder zu Grobianen machen.

Die verwittwete Räthin Y. war seit langer Zeit in großen Sorgen über ihre neunjährige niedliche Tochter. — Ach Gott! sagte sie einst zu ihrem alten Freunde, dem Professor X., was muß

ich erleben? wo hat meine Ida die Schmeicheleien und Unwahrheiten her? Ich frage: „Hast Du mich lieb?" und sie antwortet: „Ganz außerordentlich lieb." — „Wie hast Du geschlafen?" „Herrlich." — „Wie war es in der Schule?" „Ganz charmant." „Wie schmeckte die Suppe?" „Köstlich." „Aber die Rüben?" (Ich weiß, daß sie diese prosaische Frucht eigentlich nicht gern mag.) „Auch ganz hübsch." „Wollen wir heute spazieren gehen?" „Ach, das wäre schön." „Oder wollen wir zu Hause bleiben?" „Wenn ich nur bei Mutter bin, ist alles gut." „Wie gefällt Dir denn der Onkel?" (Ich weiß, sie fürchtet sich vor seiner langen Nase und seiner entsetzlichen Pfeife.) „Ach das ist ein herzensguter Mann." — — Und nun frage ich Sie, theurer Freund, sind das nicht entsetzliche Lügen? Kann das alles wahr sein? Gewiß nicht. Sie will sich nur bei mir liebes Kind machen, aber das erreicht sie auf diese Weise bei mir nimmermehr. Sie soll die Wahrheit reden, oder ich will das Leben nicht haben. — Und noch Eins: wenn sie erzählt, übertreibt sie zuweilen recht lügenhaft, z. B. neulich, als sie sagte, ihr sei ein Mann begegnet, wie ein Riese, fast wie der Stephansthurm so groß. (Die Scene ist nämlich in Wien.) Mich erschüt-

terte aber auch diese furchtbare Lüge so sehr, daß ich vom Tisch aufstehen und im Nebenzimmer mich ausweinen mußte. O Gott! habe ich darum mich mit der Erziehung abgequält, daß meine Ida nun doch eine Lügnerin wird? — Aber nun, verehrter Herr Professor, rathen, helfen Sie auch einer betrübten Mutter.

Der Professor hatte während dem einige Mühe gehabt, die Lachmuskeln zu beherrschen, hielt aber glücklich an sich und sagte dann mit geziemender Gelassenheit: „Beste gnädige Frau, Sie sind ein Engel, aber von einer aparten Sorte, die nicht recht weiß, wie glücklich sie ist. Ihr Kind ist gut; wollen Sie sie aber besser haben als gut, so wird sie eine Caricatur; sie ist gesund und frisch, liebend und wird geliebt; sie freut sich des Lebens, und so ist nichts natürlicher, als daß sie fast immer lobt. Gerade dadurch offenbart sie ihr freies, gern adelndes Herz. Wer gern tadelt, zeigt sich dadurch als ein rebellischer Knecht; denn der wahrhaft Freie adelt sich und das Leben, dessen Kern er erfaßt; vor einem Kinde aber, das gern tadelt, würde ich zurückschaudern, wie vor einem Wechselbalg. — Jeder edle Mensch hat, ehe er tadelt, erst eine gewisse zarte Scheu zu besiegen, und es ist

ihm nichts so schmerzlich, als wenn er es endlich doch muß. Ein Kind aber, das in der Liebe lebt, kann gar nicht anders als freundlich sein im Urtheil, und es ist dabei an gar keine Lüge zu denken. Auch mit dem Stephansthurm, als Gleichniß gebraucht, hat es nicht viel auf sich, denn jedes wohlorganisirte Kind hat Phantasie, und zwar eine recht phantastische, mithin auch Lust zum Necken und Spaßen. Ein anderes wäre es, wenn Ida etwa gesagt hätte: er hatte zehn Fuß drei Zoll. —

Die Mutter sah zwar einige Minuten lang ziemlich beruhigt aus; sie war es aber nicht. Der Professor schien ihr viel zu leicht gesinnt, und sie brauchte bloß die Tirade auszusprechen: „Ach, Sie verstehen das zarte Mutterherz nicht," um sich selbst Thränen in die schönen Augen zu locken; denn die Tiraden haben eben das Schlimme an sich, daß sie durch den bloßen Klang rühren. Sie nahm sich jetzt fest vor, eine neue Erziehung zu beginnen, und es erging an Ida etwa folgende Predigt: „Mein Kind, Du bist in Gefahr, eine Heuchlerin und Schmeichlerin zu werden. Sei davor recht auf Deiner Hut. Sprich Deinen Tadel offenherzig und unbefangen aus, und denke nicht, mich dadurch zu beleidigen. Die Wahrheit geht mir über alles."

Ida sah die Mutter befremdet an, und konnte sich anfangs nicht darein finden. Sie hatte immer geglaubt, wenn ihr etwas mißfalle, so sei das albern, und sie müsse es unterdrücken. Jetzt aber hörte sie das Gegentheil, und es schien ihr ungemein bequem, die Bitte zu erfüllen.

„Nun, Ida, wie schmeckt Dir der Kohlrabi?“ hieß es einige Tage darauf. „Gar nicht hübsch,“ war die Antwort, „recht häßlich.“ — „Brav, mein Kind, nur immer mit der Wahrheit heraus! Aber freilich in der Sache selbst hast Du Unrecht, und Du mußt versuchen, auch dieser ohne Zweifel sehr guten Speise Geschmack abzugewinnen. — Wie war es denn in der Schule?“ „Anfangs so ziemlich und in der Geschichtsstunde machte der Lehrer einige ganz hübsche Späße. Dann aber kam die Rechnenstunde, und die war sehr ennüyant und eklig.“ — „Ei bei Leibe!“ sagte die Mutter fast erschrokken, „was muß ich hören von meiner sonst so artigen Ida! Kann denn eine so nützliche Uebung, wie das Rechnen, jemals ennüyant sein? und wie kommst Du zu dem unangenehmen Worte „ennüyant,“ und gar zu dem allerwiderlichsten „eklig?“ Ida fing an zu weinen und fiel der Mutter um den Hals. „Ach ich bin sehr unartig gewesen.“

— „Nun, nun, mein Kind, die Wahrheit bleibt doch immer die Hauptsache, und deshalb verzeihe ich Dir Deine Ausdrücke gern.“

Ida dachte über die Scene nach, und meinte, es werde sich ja nach und nach alles finden. Am andern Tage kam ein junger Vetter, der sich immer mit der Kleinen viel zu thun gemacht und stets von ihr mit der heitersten Liebe behandelt worden war. Heute sah sie ihn nur obenhin und spöttisch an. Er bemerkte es und sagte: „Heute bin ich ja bei Dir ganz aus der Gnade gefallen.“ „Aus der Gnade?“ erwiederte sie altklug, „das ist ein thörichter Ausdruck. Nur der liebe Gott ist gnädig, sagte neulich mein Lieblingslehrer, der Magister Klärlich.“ — „Nun, nun, meine kleine Magisterin, man scherzt ja wohl; ich meinte nur, ich gefalle Dir heute nicht.“ „Es geht noch wohl an,“ erwiederte sie, „wenn Du neue Spiele angiebst, mag ich Dich ziemlich leiden.“ — Der Vetter faßte lächelnd bedenklich den Puls der Kleinen und sagte: „Mein liebes Kind, Du bist heute entweder krank, oder (nimm es mir nicht übel) ein wenig langweilig.“

Die Mutter hatte während dessen halb traurig, halb entzückt zugehört, und brachte jetzt schnell das

Gespräch auf die gestrige Komödie, worüber nunmehr das Nöthige und Unnöthige vorgebracht wurde. Als man aber auseinander ging, gestand man sich stillschweigend, man sei heute doch nicht so vergnügt gewesen als wol sonst.

Noch schlimmer ging es dem Onkel, der Tante und einigen Hausfreunden. Dem armen Oheim wurde die Ueberschwenglichkeit seiner Nase so oft vorgerückt, daß ihm zuletzt ein hartes: „Ei, Du bist ja ein ungezogenes Creatürchen!" entfuhr. Die arme Tante, die gern Geschichten erzählte, wurde auf die schmählichste Weise unterbrochen, indem Ida versicherte, ihre erst achtjährige Gespielin, die schöne Comtesse Angelika, erzähle viel anmuthiger, und was würde vollends erst der Magister Klärlich dazu sagen? So prächtig wie der erzähle, könne selbst die Mutter lange nicht.

Einige Wochen darauf trat das Kammermädchen, eine sonst gute, ehrbare und sanftmüthige Person, zornig, wehmüthig, schreiend und weinend zu gleicher Zeit, zu der Räthin und klagte, sie könne es mit dem ungezogenen Mädchen nicht länger mehr aushalten, sie schelte gar zu bitterlich, und wenn sie auch von den anzüglichen Redensarten nicht alles verstehe, so sei doch, was sie verstehe, schon

hinreichend, um darüber sehr böse zu werden. Ida ward gerufen, und die Mutter fragte sehr ernst „Was hast Du mit Marien gehabt?" Ida erzählte anfangs stockend, hinterher sogar ein wenig selbstgefällig mehrere Unarten und sagte dann, gleichsam docirend: „Was ist es denn nun mehr? Sie ist ja doch eine servile, gemeine Natur." — Da trat die Mutter erblassend zurück, und erst nach einigen Minuten konnte sie die Frage thun: „Wo hast Du denn diese fürchterlichen Worte her?"

„Der Magister Klärlich brauchte sie neulich, und da ich ihn fragte, was das heißen solle, erklärte er sie. Nun glaube ich, daß Marie servil und gemein ist, und darum nannte ich sie so."

Die Mutter fühlte sich so angegriffen, daß sie nur sagen konnte: „Du hattest sehr unrecht, und ich hoffe, Du wirst Marien bald wieder versöhnen." „Ich kann ja doch nicht lügen," antwortete Ida, und die Mutter führte sie schnell und mit zurückgehaltener krampfhafter Heftigkeit zur Thür hinaus. Der Magister Klärlich wurde seit dieser Zeit als ein wahrer frère terrible von ihr angesehen; und doch war der junge Mann sonst so übel nicht.

Es vergingen wieder einige Wochen, und es kam der Räthin vor, als sei es jetzt in ihrem Hause

bei weitem nicht mehr so heiter als sonst, und sie erinnerte sich zuweilen mit Wehmuth an die hübschen Stunden, die sie mit ihrer lieben Kleinen ehedem mit Scherzen, Küssen, Tändeln und Lachen zugebracht hatte. Von allem diesem war jetzt nicht mehr die Rede. Ida sprach sehr altklug und fragte auch zu häufig: „Wozu nützt das?“ Das wurde endlich der armen Mutter zu viel, und indem sie ihr Kind einst in einem Augenblick des überströmenden Herzens umfaßte, fragte sie: „Hast Du mich denn auch lieb? — so recht von ganzem, vollem Herzen lieb?“ —

— Schreiber dieses gesteht, daß ihn diese Frage, wenn sie nicht aus einer Fülle von Gewißheit und Fröhlichkeit hervorquillt, ja sogar, wenn sie nur feierlich geschieht, mit einigem Schauder anweht; denn keine Antwort ist dann genügend, weil sich aus jeder Antwort Gift saugen läßt. Auch erinnert er sich dabei unwillkührlich an das große Trauerspiel von König Lear, in welchem diese Frage den Untergang eines ganzen Königshauses, so wie noch gar vieler anderer edler Häuser, veranlaßt. Diese Tragödie kann man wol mit Fug und Recht eine unsterbliche nennen, sie wird bis auf den heutigen Tag in gar manchen Palästen, Häusern und

Hütten, und noch dazu in allen fünf Welttheilen aufgeführt, denn es handelt sich hier von der Liebe, die nun einmal den Mittelpunkt jedes lebendigen Lebens ausmacht, es werde nun in Ispahan oder Lima, in Tobolsk oder Lissabon, in Wien oder Berlin gelebt. Es ist eben nicht nöthig, daß dieses Trauerspiel Scene für Scene nachgespielt werde, es ist genug, daß seine Grundlage so häufig vorwaltet. Auch mag es wol mit zu den Wundern desselben gehören, daß es uns sogar in dieser Kindergeschichte einfallen darf. —

Auf Ida's Gesicht wechselten die Farben. Sie streckte die Arme aus, die Mutter zu umfassen, zog sie aber bald wieder zurück, gleichsam als besänne sie sich auf den frühern Befehl, und sagte dann: „Ich habe Dich gewiß sehr lieb, Du gute Mutter, recht sehr lieb; nur —"

„Weiter," erwiederte die Mutter, „weiter! „nur," sagtest Du?"

„Nur," fuhr Ida ziemlich unbefangen fort, „predigst Du seit einiger Zeit so oft, und hast so viel an mir auszusetzen, und — und —"

Die Mutter setzte sich fast entkräftet auf das Sopha, und es vergingen einige Minuten in trübem Schweigen. Dann ermannte sie sich und

sagte: „Geh' hin, mein Kind und spiele, und sage Marien, sie soll mir ein Glas Wasser bringen."

Am Nachmittage ging die arme Mutter wieder zu ihrem alten Freunde, dem Professor, dem sie unter vielen Thränen erzählte, was in den letzten Wochen sich begeben. Er hörte sie mit großer Theilnahme, aber auch mit Ruhe an, und erwiederte endlich: „Ich tadle die Menschen sehr, welche triumphiren, wenn das Mißgeschick eingetroffen ist, das sie vorher verkündet haben, und ich will wahrhaftig nicht in diesen heillosen Fehler verfallen; das aber ist nöthig, liebe Freundin, daß Sie selbst einsehen, gefehlt zu haben. — Ihr Kind soll zur Wahrheit erzogen werden; das versteht sich; heißt aber im rechten Grunde nichts weiter als: es soll zur Liebe und zu dem aus ihr allein entspringenden unbedingten Gehorsam erzogen werden. Geschieht das, dann kann Ihr Kind gar nicht anders sein als wahr, wie es dem gesunden und starken, im Wechsel des heitern Sonnenscheins und warmen Regens aufblühenden Baume nie an guten Früchten fehlen wird. — Sie aber verlangten außer dieser reinen, liebevollen Wahrheit, noch eine ganz aparte, vornehme, heroische, und da kam dann freilich viel Unangenehm-buntes, Krauses, Abstruses

und Sündhaftes zum Vorschein. — Sie reizten und lockten gleichsam die mangelhafte Natur Ihres Kindes — mangelhaft wie unsrer aller Natur — die bekam dann auch die gehörige Courage, und trat keck genug auf.“

„Es giebt Aerzte,“ fuhr er fort, „die es fast eben so machen, wie Sie in Ihrer letzten Erziehungsmethode. Der Kranke klagt über Kopfschmerz, Magenweh, Brustbeklemmung u. s. w. zu gleicher Zeit, und der Arzt, unbekümmert um den Mittelpunkt der Krankheit, verschreibt bei jeder einzelnen Klage auch ein einzelnes Mittel, wodurch der Zustand des Leidenden nur verschlimmert wird. Sehen wir nun auf den Mittelpunkt des gesammten Menschen, so finden wir, daß alles, durchaus alles, was ohne Liebe geschieht, völlig werthlos sei, wie z. B. die reichste Gabe, die wir einem Bettler unfreundlich vor die Füße werfen. So ist auch die Wahrheit, welche nicht aus Liebe hervorgeht, nur eine sogenannte Wahrheit und gewissermaßen nichts weiter als verhüllter Egoismus oder Engherzigkeit u. s. w. Die Liebe aber ist die Wurzel, oder in dem schönsten Bilde: die Mutter alles Guten und Schönen, folglich auch der Wahrheit, und in ihrem reinen Elemente kann sich, was wir

im tiefen Sinne Lüge nennen, durchaus nicht halten. Für jene Wurzel also sorgen Sie mit der ganzen Kraft Ihres Geistes und Herzens, und hoffen dann auf die fröhliche Ernte."

Die Mutter hatte mit inniger Theilnahme zugehört, und indem sie dem alten Freunde herzlich die Hand drückte, fragte sie schüchtern: „Aber was jetzt thun?"

„In einer guten Stunde," erwiederte der Freund, „das heißt: ohne alle Gespanntheit, freundlich, offenherzig Ihrer Ida gestehen, daß Sie bei Ihrer neulichen Predigt sich selbst misverstanden haben, so wie freilich auch Ida Sie misverstanden hat, und dann die ganze Erziehung von vorn anfangen. Zuerst wird freilich die schöne alte Unbefangenheit dem Kinde fehlen; aber ich hoffe, auch sie soll nach und nach wiederkehren, denn der reinen Liebe ist alles Gute möglich, und „der Segen kommt von oben." — Darum Heiterkeit, liebe Freundin, Heiterkeit! die brauchen freilich alle Menschen, aber für den Lehrer und die Lehrerin ist sie die Bedingung des Gedeihens.

3.

Etwas, das Sancho Pansa gesagt hat.

„Gott versteht mich," sagt Sancho Pansa, ein Wort, das sich seit zwei Jahrhunderten durch ganz Europa verbreitet hat. Ob es aber wol immer ganz verstanden worden? Es ist wirklich eine tiefsinnige Rede, die da dem trefflichen Stallmeister entwischte, ohne daß er vielleicht selbst genau wußte, was er sagte; allein eben dieses Nichtwissen gehört mit zu der Ergötzlichkeit, die wir aus dem unschätzbar künstlerisch gebildeten Verhältnisse des Ritters zu dem Knappen empfangen. — Kein Mensch versteht den andern ganz, denn ein wahres Kunstwerk — und der Mensch ist doch ohne Zweifel das herrlichste, göttlichste Kunstwerk — kann nie völlig durch den Verstand allein ausgeschöpft werden, wie wir etwa einen Eimer oder Brunnen ausschöpfen; doch ist es die erfreulichste Beschäftigung, immer von neuem zu jenem Kunstwerk zurückzukehren, und für die stets

wachsende Erkenntniß desselben alles aufzubieten. Darum aber dürfen wir auch mit der höchsten Wahrheit sagen: „Gott allein versteht uns ganz," und wir haben die ganze Ewigkeit vor uns, uns selbst kennen zu lernen bis auf die tiefste Wurzel unsers Seins.

Sehr glaubwürdige wackere Männer, die in Lessings letzten Lebensjahren oft um ihn waren, haben erzählt, daß der Treffliche sich in jener verdunkelten Zeit durch den muthigen Ausruf: „Was sollten wir uns viel um die Zeit grämen? haben wir doch die ganze Ewigkeit vor uns!" nicht selten neu erfrischt und getröstet habe.

4.

Merkwürdige Sage, P. Gerhard betreffend.

Man erzählt, daß Paul Gerhard, einer der edelsten Männer und ohne Zweifel der größte deutsche Liederdichter des siebzehnten Jahrhunderts, lange und schwere Todeskämpfe zu bestehen gehabt habe, in denen sich, wie es schien, seine ganze kraftvolle sinnliche Natur, so wie alle hienieden noch nicht völlig besiegte Zweifel gegen den Tod heftig auflehnten und wehrten. Endlich sank er in einen leisen Schlummer, der bald sehr süß zu werden schien, denn er wiederholte mehreremal mit deutlicher Stimme und freundlichem Lächeln die Worte: „Kann mich doch kein Tod nicht tödten.“ Als er darauf zum letztenmale wieder erwachte, sagte er mit dem Ausdrucke des ruhigsten Siegers: „Nun ist alles

gut, ich weiß es nun, mich kann kein Tod tödten." Seine Gattin erzählte ihm, daß er diese Worte auch im Traum geredet habe, die ja die ganze lutherische Kirche aus seinen Gedichten so häufig singe. Er sah sie verwundert an, und sie fragte ihn mit nicht minderm Staunen, ob er sich denn nicht besinne, daß diese Stelle in seinen Liedern stehe; aber er schüttelte leise und lächelnd den Kopf, und indem er die Finger nach oben hinrichtete, schien er andeuten zu wollen, daß er in jenem ruhigen Ausspruch einen Höhern erkenne, der ihm denselben eingegeben habe. Wenige Minuten darauf war er sanft entschlummert.

Es ist nicht überflüssig, zuweilen zu erinnern, daß auch sonst noch manche der edelsten Gotterfülltesten Männer und Frauen — ich will jetzt nur an Tauler erinnern, zu dessen Ehre es genug ist zu bemerken, daß Luther in ihm seinen großen Lehrer erkannte — die längsten und schwersten Todeskämpfe zu leiden hatten, während mancher leichtsinnig verwilderte Mensch, selbst auf einem langen Krankenlager, gleichsam mit mechanischer Fertigkeit die liebelose Narrheit beibehält, die er im Leben besaß, und den Todesweg antritt, wie etwa eine ganz ge-

wöhnliche Reise zur Messe. Möge uns weder das eine noch das andere Factum zu irgend einer pharisäischen Bemerkung veranlassen, sondern nur zu immer tieferer Erfassung der herrlichen Lehre: „Richtet nicht.“

5.

Ehre dem Genie.

Wenn von Rafael, Shakspear, Goethe, Mozart u. s. w. die Rede ist, so hört man wol gelegentlich die Bemerkung, es sei zwar allerdings das größte Glück, ein solches Genie zu sein; aber als solches ehren könne man es doch nicht. Diesem tausendmal gehörten Mißverständnisse kann leicht abgeholfen werden, sobald wir das geborene Genie mit den geborenen Fürsten vergleichen. Geben wir die Richtigkeit dieses Vergleiches zu, die nicht in Abrede gestellt werden kann, so haben wir allerdings bei der Geburt des Genies und des Prinzen nur das Glück und die Gnade der Vorsehung anzuerkennen. Jetzt aber treten beide in die Welt der Freiheit, und sie können mit der ihnen anvertrauten höhern Gewalt zum größten Fluche wie zum größten Segen arbeiten. Sie können ein Tiber und Nero,

aber auch ein Titus und Trajan, ein Helvetius oder ein Cervantes werden. Ein unausgebildetes Genie wird leicht in kolossale Rohheit versinken, ein verbildetes kann pestartig wirken, aber ein rein ausgebildetes können wir nie genug verehren, da es bei weitem mehr Arbeit an sich selbst hat, als der minder Begabte. Jeder Abweg ist für den Genialen gar leicht zu einem reizenden Pfade umzuschaffen, und es ist deshalb doppelt zu rühmen, wenn er, erwägend, daß das Ende dieses lockenden Irrweges doch nicht zum Heil führen könne, die richtige reine Straße wandelt. Ein Genie, das sich auch nur bemüht um Vielseitigkeit, ist schon hochachtungswerth, ja ein allseitiges, wie Goethe, der zuerst die Einheit des Lebens der Wissenschaft und Kunst erfaßt und dargestellt hat, regt uns zu einer Verehrung an, die sich als reinste Freude gestaltet.

Vergessen wir ja nicht das große, unendlich rührende Wort, das er einst aussprach: „Ich bin ein Mann, der es sich sehr sauer hat werden lassen, um zu werden was er ist."

Dahin deuten auch manche Xenien, z. B. der Spott über das geniale Geschlecht, dem alles im Traume bescheert wird, während der Meister Jahre

lang bildet und sich nimmer genug thun kann, so wie das aristophanisch derbe oder, wenn man will, cynische Wort über die „Heroen mit dem kurzen Gedärm." Dergleichen Mahnung kann nicht oft genug wiederholt werden.

6.

Die Sage vom ewigen Juden.

Der wunderbare Reiz und tragische Schauder, den der uralte Mythus vom ewigen Juden bei den verschiedenartigsten Menschen hervorruft, hat sich stets in so unvergänglicher Kraft gezeigt, daß leicht zu begreifen ist, wie bei erhöheter Hinneigung zur Poesie und Religion, in den neuern Zeiten auch neue Forschungen über jene furchtbare Sage entstehen mußten. Von den Rohheiten und Oberflächlichkeiten, die sich früher wol in der Behandlung jener Sage zeigten, kann jetzt kaum mehr die Rede sein, und wichtiger scheint, vor einer gewissen hyperphilosophischen Ansicht zur warnen, die sich so leicht in deutsche Untersuchungen mischt. Eine solche ist hier um so weniger am Platze, je entschiedener das Recht ist, das die ganze Christenheit aller Jahrhunderte auf diesen großen Mythus hat: die Vornehmsten wie die Geringsten, die Weisesten

wie die Einfältigsten. — Ist es deshalb erlaubt, die ganze Sache auf das einfachste und unschuldigste zu nehmen, so möchte ich zu dem Verständnisse derselben nur Folgendes der Prüfung vorlegen.

Seitdem es einen Tod in der Welt giebt, — und das wird wol gerade so lange her sein, als die Welt und die Menschheit selbst ist — hat sich derselbe stets offenkundig als einen Feind, und zwar als einen sehr siegreichen Feind des Lebens bewiesen. Das Leben aber ist nun einmal der Gegenstand der allgemeinsten Liebe, und je mehr wir unsern Geist und unser Herz auszubilden streben, je theurer wird uns die Bedingung aller Bildung, „das Leben," und die möglichst lange Fortdauer desselben. Was uns auch im Leben begegnen mag, wie traurig es sich auch zeige, nie wird es uns ganz fremdartig sein können, und sobald wir nur erst ein Leiden völlig begriffen haben, so bietet selbst unsre bloße Vernunft gar manche Mittel an, dasselbe zu lindern oder zu beseitigen; und unsere stete Begleiterin, die Hoffnung, wird nicht müde, uns immer neuen Trost zuzuflüstern. Wie gesagt: alle Verschiedenheiten, die sich im Leben zeigen, sind doch nur dem Grade, und nicht der Gattung nach verschieden, z. B. die höchste und schmerzlichste Krank-

heit im Verhältniß zur stärksten und dauerhaftesten Gesundheit. Ganz anders aber ist es mit dem Tode, dessen inneres Wesen und ganze Bedeutung nicht durch den Begriff erschöpft werden kann, und nur von diesem Begreifen ist auf dem Standpunkt, den wir durch das Frühere bezeichnet haben, die Rede. Dasselbe gilt indeß auch von allen andern einzelnen Kräften der Seele und des Gemüths, die sich mit ihrer Fassungskraft eher an alles Andere wagen als an den Tod, der ewig etwas Unheimliches und Widerwärtiges hat, sei es im Begriff oder in der Erscheinung.

Was die Griechen bei ihrem großen Verstande und feinsten Kunstsinn aufgeboten haben, jene Furchtbarkeit von dem Gedanken des Todes zu entfernen, ist allbekannt, und es bedarf hier nur einer Hindeutung darauf. Wie schön sie aber auch den Tod abbilden mochten, auch der zarte Jüngling mit der umgekehrten Fackel kann doch unser verwundetes Herz nicht stillen, wenn uns unsere Geliebten sterben. Und wohin führt der schöne Genius? — Darüber giebt die Bibel der Altgriechen (Ilias und Odyssee) gar traurige Auskunft. Die Römer versuchten, es den Griechen in dieser künstlerischen Ansicht nachzuthun, doch mit geringem

Glück. Der störende Gedanke: „es ist schlechthin nicht anders, du mußt sterben!" drängt sich ihnen nur zu oft auf, und wenn Horaz noch so begeistert seine Freude über den wiederkehrenden Frühling, über das ewige Rom und über seine herrlichen Freunde austönen läßt, so kommt immer die unselige Phantasie, daß wir am Ende doch nur „Staub und Asche" sind, dazwischen, vor welchem Schrecken er dann kein anderes Auskunftsmittel weiß, als — den Wein, die Blumen und die nicht minder wohlduftenden Salben. Noch zartere und klügelnde Naturen konnten sich sogar einer steten Aengstlichkeit nicht erwehren, wie wir dies z. B. von dem geistreichen Mäcenas wissen, dem sein erster dichterischer Freund im Ausbruche des Schmerzes einmal geradezu den Vorwurf macht, er entseele ihn mit seinen Klagen (cur me querelis exanimas tuis?)

Da jedoch der ganze Staat auf Krieg und Eroberung gegründet war, so drang jene Weichlichkeit in den bessern Zeiten des Freistaates nie in das Volk selber ein. Es hatte Einen Gedanken erworben: „Rom, die Herrscherin der Welt," und dieser war hinreichend, um es den Tod blind verachten zu lehren. Die höhern Naturen glaubten

jedoch, nicht blind, sondern sehend, diese Verachtung üben zu müssen, und umgaben sich deshalb mit stoischer Philosophie, die nicht selten auf der Grenze zwischen Tiefsinn und Unsinn schwankt. Was bei dem Gedanken „Verachtung des Todes," Sinniges und Löbliches ist, zeigt sich nur in den Wirkungen in Masse; von philosophischer und religiöser Seite aufgefaßt, ist er jedoch theils einseitig, theils unsittlich, indem es uns in keinem Falle ansteht, ein Gottesgeschenk (und das ist doch der Tod) ungescheut verachten zu wollen. Erwägen wir ferner noch den Umstand, daß diese Verachtung gar leicht zum Selbstmord führen kann, und daß dieses Talent, freiwillig zu sterben, gerade in den unglücklichsten Zeiten Roms, unter den Kaisern, am meisten und glänzendsten geübt wurde (s. Tacitus): so schwindet, wenn auch nicht die Achtung für die Kraft des Einzelnen, doch im Allgemeinen die Achtung für die Sache selbst. Merkwürdig ist auch noch, daß es keinem Römer, in so weit wir sie durch Schriften kennen, einfiel, sich auf den entgegengesetzten Standpunkt zu stellen, und von diesem aus den Tod zu lieben, was man jedoch auch nicht erreichen kann, ohne vorher das Leben

in seiner ganzen Bedeutung aufgefaßt und geliebt zu haben.

Man sieht aus diesen kleinen Andeutungen, daß alle bis dahin angewandten Mittel, dem Tode seinen Stachel zu nehmen, fruchtlos waren. Mochte man immerhin zu dem schauderhaften Gespenste sagen: „ich erkenne dich nur für einen schönen Genius, der mitleidig die Fackel senkt,“ oder „ich verhülle mich mit Blumen, dann sehe ich dich nicht,“ oder „ich verachte dich,“ — das Gespenst wich nicht, und seine Schrecken blieben.

In einer solchen Zeit stand Christus auf, in seiner menschlichen Göttlichkeit und göttlichen Menschlichkeit. Es kann hier nicht der Ort sein, den ganzen Umfang seines Erlösungsgeschäftes darzustellen, oder auch nur andeuten zu wollen. Es genüge, zu erinnern, daß in ihm und durch ihn der scheinbare Gegensatz zwischen Leben und Tod aufgehoben und mithin der Tod als einzelne Begebenheit des Stachels beraubt wurde. So erfaßte ihn Johannes, so späterhin Paulus; aber wie selten, wie unendlich selten war diese Hingebung an den Erlöser! Daß die Menge ihn nicht ahnete, begreift sich leicht, aber es gab auch viele bedeutende Männer und Frauen, die, wie sehr sie auch Manches, ja alles

Einzelne in Christus liebten, dennoch der Hülfe durch ihn untheilhaftig blieben, weil sie sichtbar haben wollten, was doch ewig ist, und mithin unsichtbar.

Sie verlangten, er solle ihnen von außen herein die Glückseligkeit bringen, die sich doch nur durch ihn, aber in ihrem Innern erzeugen mußte; denn ewig wahr wird es bleiben, was ein tiefsinniger Dichter des siebzehnten Jahrhunderts (Angelus — Scheffler) muthig ausspricht:

„Wird Christus tausendmal in Bethlehem geboren
Und nicht in Dir, Du bleibst doch ewig verloren.“

Zu dieser Gattung von Misverstehenden gehörte Ahasverus, ein reicher Jude in Jerusalem, der mit irdischer Klugheit und einseitig tiefem Nachdenken den Lebenslauf und die Lehre Christi aufzufassen versucht hatte. Er erkannte mit entschiedener Hochschätzung die spiegelklare Reinheit eines solchen Lebens, die Niemand so erreichte; doch meinte er, es sei auch billig, daß der Meister etwas voraus habe vor dem Schüler. Er erschrak vielleicht zuweilen ein wenig vor der Strenge jener Lehren, doch begriff er auch wieder die große Liebe und Milde, welche sie aussprach, so wie die stets nahe liegende

Vergebung. So, hoffte er, werde denn auch wol späterhin etwas nachgelassen werden, und in jedem Falle dinge das wirkliche, engbegränzte Leben selbst Manches ab, was der Lehrer freilich nicht erinnern möge und auch nicht zu erinnern brauche. Mehr aber als Leben und Lehre ergriff ihn die unmittelbare Anschauung der unbezweifelbaren Wunder, die der Herr wirkte. War es doch, als weiche das irdische Bedürfen vor diesem Heiligen, der gleichsam nur aus Liebe und Mitleid mit den Menschen sich herablasse, ein wenig Speise und Trank zu nehmen; — und doch war wieder das Reinste, was der Mensch hat: edle Thränen, auch bei ihm zu erblicken, obwol das Lächeln ihm fern bleiben mußte. War es doch, als wage sich selbst die Krankheit, — diese ewige Plage des Menschengeschlechts — weniger schmerzlich durch sich selbst in ihrer Einzelheit betrachtet, als durch die stete Erinnerung an die Schauer des Todes, die ihr folgen können — nicht nur niemals an ihn selbst, sondern sie müsse auch bei Andern weichen vor einer einzigen Bewegung seiner milden Hand, vor einem einzigen Hauch seines Mundes. Nur Einen Schritt noch, und er besiegte den Tod, sichtbar wie etwa ein göttlicher Held der alten Welt den mächtigsten

Gegner, wie Herkules die Hyder, wie Achilleus den Hektor. Dann war der Tod nicht bloß überwunden, sondern war überhaupt nicht mehr, und es erschien die Zeit, dem Sieger als dem höchsten Könige zu huldigen. —

Zwar mußte jetzt noch Manches bei Ahasver Bedenken veranlassen, und die Worte: „mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ wie süß sie auch dem ächt Frommen tönen mögen, schnitten scharf in seine klügelnde Seele, bis er sich endlich auch darüber beruhigte. Sie seien doch wol nöthig, meinte er, theils um eine sanfte Rührung, die stets wohlthätig wirke, hervorzubringen, theils um die Roheren und Gemeineren, die sich etwa auch aufdrängen wollten und denen nur exoterische Lehre zukomme, abzuschrecken. In jedem Falle fehlte ja auch noch der letzte Schritt, die selbst dem irdischen Auge und irdischen Verstande sichtbare und begreifliche Ueberwindung des Todes, und auf diese hoffte Ahasver mit festem, doch auch leidenschaftlichem Vertrauen, ohne zu ahnen, daß jene Ueberwindung längst in Christo begonnen und auf eine unendlich verschiedene Weise als er gemeint hatte, vollendet werden würde.

Jetzt aber schien sich auch das äußere Geschick

des Erlösers zu ändern. Die wankelmüthige Menge warf die Palmen aus den Händen und hörte auf, Hosianna zu rufen. Den Juden befremdete das nicht. „So war der Pöbel immer.“ Die geistliche Gewalt erhob sich mit ganzer Macht, nachdem sie vergeblich gestrebt hatte, Christum durch verfängliche Fragen zu verstricken. — „Es war vorher zu sehen,“ und nun ließ sich hoffen, er werde bald in seiner höheren Kraft sich zeigen. — Dann vereinte sich auch die weltliche Macht mit der geistlichen und sein Untergang schien gewiß. — „Wohl! so wird die große Entscheidung beschleunigt und der Augenblick der Befreiung naht.“ — Aber er selbst fügt sich mit gewohnter Demuth, auf alle Leiden vorbereitet, er verkündet sein nahes Hingehen zum Vater seinen Jüngern, selbst dem geliebtesten unter ihnen, und obwol den Verrath voraussehend, hindert er ihn nicht. Da ergriff den Ahasver vielleicht zum erstenmale eine Unruhe, sein Vertrauen wankte, aber es ward nicht erschüttert. — „Ich will mich bescheiden, den großen, einzigen Mann hier nicht zu begreifen, doch darf ich nicht murren über das, was ich nicht verstehe.“ — Aber nun die Leidenswoche! Tiefe Trauer, Gebete im Dunkeln, hinrinnender blutiger Schweiß, während die Jünger schlafen,

Gefangennehmung, tumultuarisches Verhör, Hohn und Mißhandlungen der gemeinsten und beschimpfendsten Art, der Stab wird über ihn gebrochen, wie über den verächtlichsten Sünder, und der Kreuzestod der Sklaven wird ihm zuerkannt. — Da schwindet jede Hoffnung bei Ahasver, jede Achtung, jedes Vertrauen. Sein Stolz, seine Eitelkeit sind auf eine fürchterliche Weise getäuscht, und an die Stelle seiner so lang behaupteten bloß irdischen Klugheit und Besonnenheit tritt jetzt wilder Zorn und Grimm. In einem solchen Augenblicke geht der Todeszug an seinem Hause vorbei, und Jesus — hatte sich doch der Göttliche den Menschen zu Liebe auf menschliche Schwachheit eingelassen, um ihr Bruder sein zu können — sinkt von der Last des Kreuzes gedrückt an der Schwelle des Hauses nieder. Da, ganz umnachtet in dem Wirbel der Wuth, stößt Ahasver ihn hinweg. „Du Lebensverkünder hast gelogen! gieb mir das Leben wieder; aber Du hast nur Tod!" Und Jesus hebt sich ruhig empor, nimmt das Kreuz wieder auf und sieht den Gegner mit einem Blicke an, den die Erdensprache nicht zu bezeichnen vermag, und spricht: „Nun so lebe denn, lebe bis ich einst wiederkomme." — Und der Zug wankt weiter, und bald hallet die Luft wie-

der von dem Worte, dessen große Bedeutung durch die ganze Ewigkeit tönt: „Es ist vollbracht.“ Die Natur selbst schaudert vor dem Verbrechen zurück, und die Menschen stehen erschüttert vor der unbegriffenen That. Aber das Grab hält den Sieger nicht, und die süßeste seligste Beruhigung wird den Gläubigen zu Theil, da der Auferstandene wieder mit dem Friedensgruße unter sie tritt. An diesem Frieden kann jedes zur Liebe erhobene Herz Theil nehmen; nur Ahasverus wagt es nicht. Er besaß nur liebende Eigensucht, die zuletzt zu Grimm und Wuth führen mußte, und das bedingte Vertrauen hatte sich in der Stunde der Prüfung als nichtig gezeigt; wie dürfte er jetzt Anspruch machen auf den süßen Lohn völliger reiner Hingebung? Von jeder zarten Schamhaftigkeit losgetrennt, hatte er, der Lebensgierige, den Mittelpunkt aller seiner Wünsche selbst ausgesprochen, und was er gewünscht, ist ihm gewährt worden. Er lebt, er fühlt das kräftige Leben in jedem seiner Pulsschläge, und ob Jahre schwinden und Jahrzehende, in ihm bleibt die alte Kraft, und sein Haar färbt sich nicht grau. So hat er denn doch gewonnen, dünkt ihn in Augenblicken des Uebermuths, und gern sieht er sich angestaunt in der Unantastbarkeit seiner Kraft. Aber

es vergeht noch ein Jahrzehend und wieder eins, und abermals eins, und man hat die Gattin und die Kinder, die Freunde und Nachbaren, die Gegner und Widersacher alle zu Grabe getragen. Es ist ein neues Geschlecht um ihn her emporgewachsen, und er steht unter ihm allein, mutterseelen allein, fremd, wie noch kein Fremdling war. Da ist auch keiner mehr, mit dem er irgend eine süße oder schmerzliche Erinnerung theilen, keiner, zu dem er sagen könnte: „Weißt du noch, wie der und der Frühling vor siebzig und achtzig Jahren so wunderbar reich blühte, und wie wir die lauen düftevollen Sommernächte bei fröhlichem Gespräch und feurigem Wein hinträumten, und wie wir so glücklich waren." Ach davon wußte keiner! Vergeblich sucht er jetzt sein verarmtes Herz an ein anderes zu legen, aber es wird den Leuten unheimlich bei ihm, und man scheut ihn, wie einen von Gott Gezeichneten. Da sieht er die still lächelnde kleine Leiche eines frommen Kindes, das göttliche Vertrauen eines edlen sterbenden Greises, und zum erstenmale erfaßt ihn der Gedanke: „Kann ich denn nicht auch sterben wie sie? und warum muß der Tod grausam nur mich verschonen, der nichts mehr zu thun hat auf dieser Welt, da ihm die Liebe fehlt!" —

Und abermals schwinden Jahre und Jahrzehende, und immer neu gebiert sich die Natur, und der Mai bringt seine Kränze und der Winter hat die trauliche Heerdesflamme, und endlich ist ein ganzes Jahrhundert verflossen, seit jenem Augenblicke, in welchem das furchtbare „So lebe denn!" über ihn ausgesprochen wurde, und nun erfaßt ihn ganz die Furie der Verzweiflung, und er gesteht sich, daß das Wort, welches über ihn gerichtet hat, in Erfüllung geht. Jetzt läßt es ihn nicht mehr in seinem Vaterlande, das ihm zu einer Fremde geworden ist. Er flüchtet von Land zu Land, und manches Große, Reiche, Bedeutungsvolle erschaut sein Auge und erfaßt sein Geist, aber bald hat er genug aufgenommen, bald, so dünkt ihn, hat er alles ausgelernt, es ist nichts mehr, was ihn noch anziehen möchte, denn er kennt alles und hat alles ausgekostet. Es ist alles schon dagewesen und die träge Melodie von gestern wiederholt sich auch heute und morgen. Nun scheint es ihm unmöglich, länger die Bürde des Lebens zu ertragen, und da der Tod noch immer säumt, so ruft er ihn selbst mit furchtbarer Gewalt auf. Weit voran fliegt er den Reihen der Krieger, an die er sich schloß, aber auch die tapfersten der Feinde scheuen den Gezeichneten, und kein

Schwert wagt sich an den gespenstischen Fremdling. Er stürzt sich selbst in die nur zum Schutze vorragenden Lanzen, aber sie haben keine Spitze für seine offne unverwundbare Brust. Mit immer mehr umnachteter Seele und voll heißem Verlangen zu enden, stürzt er sich in den rauschendsten Wirbel der Meeresfluten, aber sie haben für ihn keine verschlingende Gewalt, sondern werfen ihn zurück an das Erdenufer, dem er angehört. Der Vesuv öffnet seine Schlünde und brauset sein Feuer hinauf, er stürzt in die Flammen des Abgrunds, aber das gefräßige Element ist sanft und zahm geworden für ihn, und wie leise Abendlüfte den Erdenstaub, trägt es ihn zurück in das jenseitige sichere Thal. — Und dann wandelt er fort und wieder fort, stets heiß und stets fruchtlos sich sehnend nach Erlösung; und die Qualen des stets lechzenden Tantalus, Ixions Rad und die bodenlosen Fässer der Danaiden erscheinen ihm milde gegen sein Leben ohne Halt und Schluß. Ein Jahrhundert nach dem andern sinkt in das Grab; aber er steht über den Jahrhunderten, und keines hat ihm etwas Freundliches zu sagen. Wandern, wandern muß er und immer wandern, bis Der ihn wieder anschauen wird, den er einst demuthlos nicht ahnen,

nicht mit voller Hingebung lieben wollte. Er hat in entsetzlicher Lebensgier das seligste Geschenk des Todes verschmäht, und nur wie aus der tiefsten Tiefe der Zukunft leuchtet ihm die Hoffnung durch das Wort: „bis du einst mich wiedersiehst.“ — —

Nicht eine armselige Klugheitslehre wollen wir aus dem großen Mythus ziehen, nicht schulmeisterlich, engherzig, oder pietistisch wehmüthig und schwächlich soll sie uns unterweisen, sondern lehren soll sie im Großen und Ganzen, wie etwa die Nacht lehrt und ihre Gestirne. Wir Menschen alle tragen wol den Keim zu einem Ahasverus in uns, ja selbst den Besten kann der Wunsch beschleichen, daß Dauer werde auch dem, was nur durch Nicht-Dauer erfreuen mag. Ewig ist nur der Geist, die Liebe und die Gnade, die uns der göttliche Führer verkündet hat. Lebt dieses Leben in unserer Brust, wie könnten wir dann noch die Nacht fürchten mit ihrem sanften Schlaf und ihren süßen Träumen und ihrem sternenvollen Himmel? Wir werden dem Tode nichts abdingen wollen von seinen nothwendigen Schaudern, aber wir werden nicht unter ihm zusammensinken und mächtiger sein als er durch höhere Hülfe, wir werden nicht mehr glauben uns zu beschwichtigen, wenn wir ihn

als zarten Fackelgenius malen, aber selbst das Gerippe wird uns nicht mehr mit Entsetzen füllen. Wir werden den Heimführer als einen still ernsten Freund begrüßen, wie unsere wackere Vorfahren, die nicht mit ihm liebäugelten, aber auch nicht vor ihm zitterten, sondern ruhig dem „Freund Hain“ die Hand reichten. Kommt er doch nicht aus eigner Macht, sondern die Gnade ist's, die ihn sendet *).

*) Vergleiche meine Novelle: „Der ewige Jude,“ zuerst erschienen im Frauentaschenbuch für 1816, dann verbessert im ersten Theil meiner Novellen, Berlin 1819.

7.

War Gellert furchtsam?

Eine unlustige hypochondrische Tugend giebt es allerdings, aber keine furchtsame. Gegen diesen Satz hat man häufig angeführt, Gellert sei doch gewiß fromm, aber auch sehr furchtsam gewesen, und habe sich ja oft genug jener Schwachheit selbst angeklagt. Ganz recht, und zwar so oft und in so mannigfaltigen, bald zierlichen, bald wehmüthigen, bald humoristischen, bald schneidenden Wendungen, daß wir schon um deswillen auf die Vermuthung kommen müssen, er habe ein gewisses trauriges Vergnügen darin gefunden, sich selbst unrecht zu thun, was bei einer Tugend, die in einem kranken Körper wohnt, überhaupt nicht selten zum Vorschein kommt. War er aber wirklich furchtsam? In vielen Büchern steht freilich geschrieben, er sei es gewesen, doch wage ich ein entschiedenes Nein zu

erwiedern, und es scheint mir gar sehr der Mühe werth, schon um jenes alten großen Satzes willen: „jede Tugend giebt ächten Muth," die Sache näher zu betrachten.

Gellert hatte eine arme dürftige Jugend, aber sie beugte ihn durchaus nicht, denn er bezwang sie durch festes Vertrauen auf Gott, durch strengen Fleiß und die Uebung seines poetischen Talents *). Dasselbe gilt von seinen Universitätsjahren und den späteren nicht minder dürftigen, als titelloser akademischer Lehrer in Leipzig. Er hatte den Muth, Niemandem zu schmeicheln, obwol Niemand zu seiner Zeit die Kunst fein zu loben so trefflich verstand wie er. Die Hochachtung für Gottsched war ihm freilich von allen seinen Lehrern eingeflößt, und

*) Daß diese dichterische Anlage bei ihm eine ächte sei, zeigte sich schon früh, z. B. in dem Gedichte, in welchem er von einem Abschied erzählt. Da heißt es unter andern:

Als ich von Dir Abschied nahm
Und immer ging und wieder kam, u. s. w.

Man kann Stunden und Tage lang in den Gedichten der sogenannten Meister jener Zeit (etwa 1738) blättern und lesen, ohne zwei so naiven, kindlich gefühlvollen Zeilen zu begegnen.

er hielt sich dabei an die grammatischen und literarhistorischen Verdienste jenes Mannes, die allerdings nicht zu bezweifeln sind; auch begünstigte der sonst tyrannisch starre, überberühmte Mann seine Studien anfangs auf mancherlei Weise. Dennoch behielt er den Muth, stets selbstständig zu bleiben, und wie sehr auch Gottsched als Poet nach einem einzigen Lobewort von Gellert rang, er hat es niemals dem seichten Reimer gewährt, obwol er nicht vergaß, daß er ihm zum Dank verpflichtet sei. Späterhin, als es in Leipzig, so wie überhaupt fast in ganz Deutschland Sitte wurde, Gottscheden nur zu bewitzeln und verächtlich zu behandeln, stimmte er nicht nur nicht in diesen Ton, sondern misbilligte ihn gänzlich, weil es ihm mit Recht widrig war, den Mann jetzt nur verhöhnt zu sehen, der bei geringen Verstandeskräften ehemals durch allgemeine Vergötterung verderbt worden war. Er wußte sehr wohl, daß er sich durch diese ruhige Unparteilichkeit bei den meisten Kritikern (z. B. bei den schweizerischen) verhaßt mache, aber er hatte den Muth, das nicht zu achten.

Im siebenjährigen Kriege zeigte Gellert überall reinen Patriotismus und eine innig liebende Anhänglichkeit für das sächsische Fürstenhaus, dessen

Mitglieder alle ihm stets wohlgewollt hatten. Es war ohne Zweifel dabei nichts als Hypochondrie, wenn er besorgte, durch solche Gesinnung und die ruhige Aeußerung derselben sich bei den preußischen Behörden, und insonderheit bei dem Heere verhaßt zu machen; da er aber einmal jene Hypochondrie hatte, so gereicht es ihm zur Ehre, daß er seine sächsische Gesinnung unumwunden aussprach; und wie sehr mußte er bald über sich selbst lachen, daß er jemals fürchten konnte, da die Hochachtung der preußischen Offiziere für ihn gerade durch seine Offenheit nur vermehrt wurde. Es war vielleicht einer seiner kränksten Tage, als König Friedrich ihn rufen ließ; dennoch zeigte er sich in der allbekannten Unterredung mit dem sieggekrönten großen Feldherrn als einen ruhigen muthigen Mann, der auch als deutscher Dichter sehr genau weiß, was er will, und feiner als man bisher anerkannt hat, seine bescheidnen Wünsche dem Könige mittheilt. —

So ist auch der Umstand häufig unerwähnt geblieben, daß er einst das Landgütchen einer verehrten Freundin, bei der er sich als Gast befand, vor der Plünderung herumstreifender Marodeurs schützte. Wodurch vermochte er das? Schießen und fechten konnte der arme kranke Leipziger Professor nicht,

und was hätte auch der Einzelne gegen die Mehrheit mit irdischen Waffen vermocht? Aber der stille Muth, den eine gerechte Sache giebt, und die ganze stillrührende Persönlichkeit, verbunden mit seinem durch Deutschland verbreiteten, wohlerworbenen Ruhm, halfen ihm das Ziel erreichen, welches er vor Augen hatte. Kein Haus und keine Hütte wurde geplündert, man begnügte sich mit mäßiger Speisung und Trank, und empfing wenigstens mit äußerm Anstande die guten Lehren, die Gellert bei dieser Gelegenheit im reichsten Maaße ausströmte. — Und warum auch nur mit äußerm Anstand? Was aus einem so reinen und warmen Herzen quillt, geht nie ganz verloren, und es sind gar manche Beispiele zu unserer Kunde gekommen von verwilderten Gemüthern, die durch Gellerts sanfte Bitten und Ermahnungen zur Einsicht in ihre Verkehrtheit und nächstdem zur Reue und Besserung gelangten.

Endlich vergißt man auch gar häufig, daß Gellert von Natur durchaus nicht trübe war, sondern bei aller Harmlosigkeit eine entschiedene schalkhafte und witzige Richtung hatte, von der einige seiner unübertroffenen Fabeln und Erzählungen, so wie ein paar Briefe, den unwiderleglichsten Beweis

geben. Was wirklich in ihm trübe war, zeigte sich nur in seinen letzten Lebensjahren, in denen die Krankheit ihn zuweilen zu überwältigen drohte; doch nicht überwältigte.

Mit einem Worte: Gellerts schwacher, ungeübter und deshalb unbeholfener Körper konnte freilich zuweilen zittern, aber sein Gemüth hielt sich stets aufrecht und zitterte niemals, und es ist erfreulich, daß uns die Geschichte seines Lebens so manche Data angiebt, den geliebten Mann von jedem Vorwurf der Furchtsamkeit freisprechen zu können. Und nun mag er zehn- oder hundertmal selbst sagen, er habe sich mitunter über alle Maaßen gefürchtet; wir hören das mit Lächeln an und denken ruhig: Rede du, was du willst; wir kennen dich doch besser, du lieber Mensch. — So wichtig es aber auch ist, den Einzelnen rechtfertigen zu können, so ist es doch unvergleichbar wichtiger, sich zu dem ewigen Gedanken zu erheben, daß das reine Herz, welches einst Gott schauen wird, sich auch hienieden unmöglich vor irdischer Gefahr fürchten könne.

8.

Ein großer Dichter, ein guter Mensch.

Der allbekannte römische Dichter Lucanus hatte von der Natur so ziemlich Alles empfangen, was zu einem großen Dichter nöthig ist; aber er wurde es nicht, weil er nichts hinzuthat, was der Mensch allein selbst hinzuthun kann und soll: Charakter, Würde, Tugend. Hat jemals ein Mensch an zwei Tafeln zu gleicher Zeit speisen wollen, so ist er es. Er schmeichelte dem Nero und schwelgte mit ihm, pries aber dabei, gleichsam zu seiner Erholung, in schönen Versen die Mäßigkeit und Frugalität der alten Zeit; er weihete sich ein in die heilloseste Raffinerie der Sünde und rühmte die edele Einfalt der Tugend; er war weichlich zerflossen und lebensängstlich in solchem Grade, daß er die Scheußlichkeit beging, in der Gefahr entdeckter Verschwörung die eigne Mutter zu verrathen, um sein erbärmli-

ches Leben zu retten, er, dessen höchstes Ideal der Lebenverachtende Stolz des Cato war. — Man hat wenigstens das als eine Art von Kraft an ihm gerühmt, daß, als ihn seine Nichtswürdigkeit nicht retten konnte, und es nun wirklich an das Sterben ging, er doch noch im Stande gewesen sei, beim Anschauen seines hinströmenden Blutes hübsche Verse zu machen, die das Ende eines so hinblutenden Kriegers beschrieben. Indessen werden wir bei näherer Betrachtung leicht finden, daß er sich selbst nur noch zu guter letzt ein Schauspiel gab, wozu schon ein ungeheurer Krampf hinlänglich war, der freilich oft genug mit Kraft verwechselt wird.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet ist die Lectüre seiner Pharsalia unendlich lehrreich. Ueberall die herrlichsten Talente, nirgend Genie, überall das sichtbare Streben, das Gewöhnliche zu vermeiden, aber auch stete Entfernung von dem Natürlichen und Einfachen, der Wunsch, mit Einem Schlage das ganze Herz zu treffen, und nichts erreicht als Pomp und Glanz. Selbst das Höchste, was er wollte, Cato's Ruhm, wobei seine Begeisterung am buntesten aufflammt, ist nur scheinbar erreicht, und selbst vor seinem durchdachtesten und kühnsten Verse:

Victrix caussa Diis placuit, sed victa Catoni

würde sich Homer, Aeschylus und Sophokles ganz gewiß, und vermuthlich selbst Euripides, beleidigt abwenden. Bei Homer zeigt sich gerade die höchste Kraft stets im Gehorsam gegen den Willen der Götter. Wie flammt Achill in ungebändigter Riesenkraft des Zorns auf gegen Agamemnon; wir sehen es schon im Voraus, daß dem überstarken Jünglinge nichts werde widerstehen können; aber er hört die Stimme der Pallas Athene, die ihm Mäßigung befiehlt, und plötzlich, wie ein gutes Kind, das gar nichts anders kann als liebend fromm gehorchen, wirft er das Schwert in die Scheide zurück. Der König giebt dem König der Könige Agamemnon nach, denn die Göttin der Weisheit will es so; aber in jeder Ader ein Mensch, voll Schmerz über die Ungerechtigkeit, weint er am Ufer des Meeres heiße Thränen, und läßt sich von der geliebten Mutter trösten.

Ach, es ist ein bedeutendes Unglück, daß wir noch immer so oft hören müssen: „Ein großer Dichter, aber kein guter Mensch." In diesen Worten ist nicht bloß ein wissenschaftlicher, sondern entschieden sündhafter Irrthum; denn so gewiß als niemals ein die Wahrheit und Sittlichkeit verhöh-

nendes Wunder geschehen kann, so gewiß kann auch nur der wahre und gute Mensch das Vermögen besitzen, das Wahre, Gute und Schöne künstlerisch zu erzeugen. Ein tönendes Erz und eine klingende Schelle kann ohne Zweifel recht angenehm tönen und klingen, und nur das vermag das Talent zu erreichen. Aber Talent ist nicht Genie, und selbst dieses ist ohne Religiosität, die allein dem Charakter den höhern Adel giebt, ein verirrter, taumelnder Genius, der zum Kobold werden kann.

Nur dem guten Menschen kann das wahrhaft Schöne erscheinen, wie etwa dem Egmont im Gefängniß das Bild der edlen Freiheit in der Gestalt seines Klärchens.

Von allem dem aber will die Mehrheit immer nichts wissen. Sie meint, das Schöne fliege dem Dichter so etwa ungefähr zum Fenster hinein, und spricht munter darauf los: „Der Poet A oder B oder X ist ein schlimmer Vogel, ein malitiöser Gesell, ja, unter uns gesagt, ein Kerl, an dem kein gutes Haar ist; aber Romane kann er machen, und Tragödien und Komödien, daß nichts darüber geht. Enfin, er ist ein großer Dichter.“

Gott bess're solche Reden, damit endlich einmal der allereinfachste Gedanke: „Der ächte Dichter ist

der geistige Verfechter, Lehrer und Anleiter des Volks zur harmonischen Gesammtbildung und hat deshalb ein sehr schweres, wichtiges und würdevolles Amt," siegend durchdringe. Dann wird man aber auch aufhören, talentvolle Versemacher, buntscheckige Witzbolde u. s. w., die nichts weiter sind als das, mit dem edlen Namen „Dichter" zu begrüßen. —

9.

Aeußerung des Cervantes über sich selbst.

Wir sind zum Glücke wol jetzt Alle der Meinung, daß Don Quixote keineswegs ein bloßes angenehmes Spaßbuch sei, sondern ein überaus sinnreicher Roman, voll tiefen Ernstes und tiefen Humors, ein unvergleichliches Kunstwerk, dem in seiner Unerschöpflichkeit keine Zeit etwas anhaben kann. Man soll es ja recht genau lesen, um sich die Freude daran zu erhöhen. — So blitzte mir neulich wieder einmal eine Stelle in die Augen, die gewiß jeden Leser auf das innigste ergreifen wird, obwol sie, so viel ich weiß, noch niemals als besonders wichtig hervorgehoben worden ist. In dem eben so lehrreichen als ergötzlichen Gericht, welches der Pfarrer und Barbier über des Ritters Büchersammlung halten, wird zuletzt auch noch die „Galathea" von Cervantes in die Hand genommen. „Dieser Cer-

vantes," sagt der Pfarrer, „ist seit vielen Jahren mein guter Freund, und ich weiß, daß er gewandter im Leiden als im Reimen ist. In seinem Buche ist Manches gut erfunden, Manches wird vorbereitet und nichts zu Ende geführt; man muß den versprochenen zweiten Theil erwarten, vielleicht verdient er sich durch diesen die Gnade für das Ganze, die man ihm jetzt noch verweigern muß; bis dahin, Herr Gevatter, hebt das Buch in Eurem Hause auf."— So also läßt der Lieblingsdichter Europa's, der geistreichste aller spanischen Autoren, der berühmteste Romandichter aller Zeiten über sich urtheilen! — Im Reimen sei er wenig geschickt, und nur im Leiden wagt er sich eine gewisse Virtuosität zuzuschreiben, weshalb man ihn wol geduldig nennen möge. Für seine Galathea bittet er bloß, was man fordern könnte: das Abwarten der Fortsetzung und des Schlusses u. s. w. Wahrhaftig, wenn man dergleichen Aeußerungen recht bedenkt, so scheint es, als sei die Bescheidenheit doch keine ganz üble Sache; wenigstens ist der Verfasser des Don Quixote recht gut damit gefahren. Dann aber, wenn man erwägt, daß in neueren Zeiten diese Tugend zu einer Seltenheit geworden ist, und wenn man so oft hören muß, daß dieser und jener, dem

einmal ein Vers geglückt oder eine halbweg leidliche Novelle entflossen ist, nunmehr (wie Flemming den Opitz) sich selbst als einen „Herzog deutscher Saiten" begrüßt, so kann einem dabei ordentlich schwül werden, und man möchte in den Stunden, wo man nicht aufgelegt ist zum Lachen, sehr ernst und herzinniglich bitten: Kehrt um! Auf dem Wege, den Ihr wandelt, blüht nichts Dauerndes.

Nicht minder bescheiden und noch herzrührender ist es, wenn Cervantes in der Vorrede zu seinem Don Quixote für die Mängel seines Werkes um Entschuldigung bittet, weil in einem Gefängnisse, wo jedes Unbequeme zu Hause ist und alles traurige Geräusch seine Wohnung hat, es sich nicht gut poetisch produciren lasse. Aber es ist diese Aeußerung nicht bloß rührend, sondern auch wahrhaft herzerhebend, denn wir können unbedenklich fragen, ob wol unter den Millionen Lesern, die jener, in allen Wurzeln und Adern heitere Roman gehabt, auch nur ein einziger auf die Vermuthung gekommen wäre, er sei unter so traurigen Verhältnissen geschrieben, wenn wir nicht einige Kenntniß von des Dichters Lebenslauf, und seine eigene Versicherung hätten. Freilich, wenn er in großtönenden Versen mit der Vorsehung gegrollt und nächstdem

den Tag seiner Geburt mit einem schauerlichen Fluch belegt hätte, so würde er ohne Zweifel vielen Tausenden weit genialer vorgekommen sein als jetzt; er aber scheint gemeint zu haben, heiterer Muth, sanfte Geduld und stille Bescheidenheit sei doch wol das Beste. Und sie haben ihn auch treu bis zum Grabe geleitet.

Da aber manchem heutigen literarischen Jüngling und Manne die Bescheidenheit als eine wirkliche Sünde, oder, um mich bequemer auszudrücken, als eine „Lumperei" vorkommt, so wird auch mancher diesen Vorwurf nicht auf Cervantes wollen haften lassen. In diesem Falle wäre es wol das Rathsamste, wenn man mir zu verstehen gäbe, ich hätte jene Stellen gar nicht recht verstanden, und wenn der castilische Poet sich also ausdrücke, so sei das nur — Ironie. Ich will darauf bloß kurz erwiedern, daß, wenn jene so fortfahren, die Bedeutung der Ironie zu verkennen, so werden sie nach und nach die Falschmünzerei jenes Wortes vielleicht so weit treiben, daß sie selbst das Jawort bei der Trauung, so bald es ihnen gelegen ist, oder sogar am Ende (um das Gräßliche auf den höchsten Gipfel zu steigern) das

Vaterunser für „ironisch gemeint" erklären!!! Das klingt sehr traurig, aber die Sache ist es auch.

Damit aber der Leser nicht zu traurig werde, so wolle er sich an die tröstliche alte Erfahrung erinnern, daß das Wort mancher Schriftsteller oft bei weitem schlimmer sei als ihre Gesinnung und That.

10.

Wetter und Schrift.

Die meisten Ungebührlichkeiten, Sünden und Frevel, mit denen die Polizei oder gar das Criminalgericht zu thun hat, pflegen bei schlechtem Wetter und in kalten Wintern verübt zu werden. Wie steht es aber in dieser Hinsicht mit den literarischen Sünden? An schönen Juliusabenden schreibt man selten eine gründliche Abhandlung, und in blühenden Hollunderlauben selten ein schönes Maigedicht; wohl aber schafft sich das bei schlechtem Wetter, besonders wenn es regnet, was nur vom Himmel herunter kann. Dieses Lob wollen wir den nassen Tagen nicht entziehen, aber sie müssen nur als Zwischenspiele sich geltend machen; denn sobald sie sich als herrschend und dauernd verkünden, wie z. B. in den Sommern 1828 und besonders 29, die beinahe kranken Greisen gleichen, schaden sie der schrift-

stellerischen Thätigkeit sehr. Wie aber, wenn vollends auf einen winterlichen Sommer und Herbst ein ungeheurer und beispielloser Winter folgt, der schon jetzt (Anfang Februars 1830), elf Wochen hindurch unsern Augen nichts geboten als ein unzerstörbar scheinendes dickes Schneegewand, unserm Gefühle die Kälte von 15 bis 20 Graden unter dem Gefrierpunkt, und unserm Ohr die Klagen der Armen über Hunger und Kälte: wie muß das auch auf die literarischen Bestrebungen einwirken?! Bei unsern Autoren ersten und zweiten Ranges möchte sich wol der Schaden noch erträglich zeigen, denn diese haben die schöne Tugend zu warten, zu feilen, zu bessern, zu studiren, zu sammeln; aber unsere eilfertigen flüchtigen Currentschriftsteller, die augenblicklich was sie hingeschrieben, unter Glas und Rahmen — das heißt, unter die Presse bringen wollen — die werden uns üble Momente bereiten.

Wenn Quintilian Recht hat, daß jedes Wort, auch das häßliche, an seiner rechten Stelle stehend, zu billigen sei, so darf ich auch wagen, die Stimmung der meisten Menschen in diesen Tagen und Wochen mit dem plattdeutschen Ausdruck „strammbulstrig“ zu bezeichnen. Das möchte nun noch hingehen, und es kann recht gut sein, daß

den Leuten einmal ganz besonders deutlich gezeigt wird, es müsse doch ohne Zweifel Mittel geben, sich in sich selbst zu vergnügen, wenn auch da draußen nicht viel Fröhliches zu holen ist; schlimm aber wäre es, wenn wir uns jetzt zuvörderst mit jenen verstimmten Gemüthern, und späterhin, nach Empfang der neuen Ostermeßbücher, mit einigen hundert verstimmten und strammbulstrigen Schriften zu plagen hätten. Wir wollen uns auf dieses Unglück immerhin ein wenig gefaßt machen; aber auch zugleich uns um die schöne Kunst bemühen, schon Seite 7 oder höchstens 9 zu merken, ob ein Buch es auf die Uebellaunigkeit angelegt habe, um es dann sogleich fröhlichen Muthes zuzuklappen.

11.

Etwas aus Adelung und Campe.

Zu dem unauslöschlichen Gelächter der homerischen Olympier bringen wir armen Sterblichen es freilich nicht, auch sollen wir das nicht wollen. Indessen giebt es doch auch in unsrer lieben deutschen Literatur Sachen, die es wirklich darauf anzulegen scheinen, ein solches Gelächter hervorzurufen, ja wir haben sogar bloße Ueberschriften, von denen man glauben möchte, sie seien in solcher Absicht verfertigt worden. Dafür hat z. B. Adelung gesorgt, und zwar in dem noch lange nicht genug berühmten Aufsatze mit dem Titel: „Ueber den Nutzen der Empfindungen.“— Welche Gutmüthigkeit und Anmuth liegt bereits in dieser Aufschrift, und welche Gründlichkeit! Seit Jahrtausenden hatte man nur so ungenirt darauf los empfunden, ohne sich im mindesten nach dem eigentlichen Nutzen dieses Ver-

mögens umzusehen, bis es endlich dem verdienstvollen, stets fleißigen Grammatiker einfiel, uns darüber die Augen zu öffnen. Sollen wir uns nun deshalb freuen, so müssen wir leider aber auch erröthend hinzusetzen, daß jener Aufsatz (an dem sich bekanntlich auch Schiller überaus ergötzt hat) bis jetzt nur wenige Früchte getragen hat. Warum haben wir noch immer nicht Aufsätze „über den Nutzen der Tugend?" „über den Nutzen der Liebe?" „der Glückseligkeit?" „der süßen Träume?" u. s. w. und wo lebt der talentvolle Edle, der diese klaffenden Lücken genügend füllen wird?

Ueber den „Nutzen der Poesie" — das muß man uns lassen — haben wir jedoch schon viel Grandioses ausgehen lassen. Das wichtigste Wort ist ohne Zweifel von Campe, der unbedenklich erklärt, sie habe eigentlich gar keinen Nutzen, wenigstens nicht für Erwachsene und gebildete Leute. Für Kinder möge man allenfalls kleine gereimte Fabeln und Erzählungen machen, und er selbst müsse bekennen, daß auch er als Jüngling — wozu verführt nicht brausendes Jugendfeuer? — dergleichen verfaßt habe; als Mann aber — bei Leibe nicht! Damit man ihn jedoch recht und ganz verstehe — denn wenn die Deutschen schon übermäßig deutlich

gewesen sind, so ängstigen sie sich noch aus Tugend ab, man könne sie für mystisch-dunkel halten — so fügt er ein Beispiel hinzu, und macht bemerklich, daß die wackern braunschweigischen Bürger Jürgens, Erfinder des Spinnrades, und Mumme, Erfinder des unsterblichen Getränks, das des Urhebers Namen empfing, in jedem Falle weit größere Verdienste hätten als die beiden epischen Dichter, Homer und Virgil, mit denen man nichts Solides anfangen könne. Die ganze Sache hat etwas so Sublimes, daß selbst diejenigen Leser, denen sie bekannt ist, sich hoffentlich gern daran erinnern werden.

Zurückkehrend zu Adelung, wollen wir noch eines seiner höchst bedeutenden ästhetischen Urtheile gedenken. Bekanntlich ist ihm die schöne Literatur der Deutschen aus den Jahren 1740 bis 60 die einzige schöne, denn späterhin von 1761 an ging Alles darunter und darüber, und die spätern Dichter: Lessing und Klopstock (in den Mannesjahren), Stolberg, Bürger, Hölty, und endlich gar Goethe seien doch alle nicht correct, ja streng genommen, etwas schwülstig und confus. Was man ihnen zugestehen müsse, sei eine „etwas lebhaftere Phantasie.“ Wer aber hat die nicht?“ fragt dann mit siegreichem Lächeln

der zermalmende Kritiker, und in der That, es ist ein schwerwiegendes, aber auch unschätzbar ergötzliches Wort dieses: „Wer aber hat die nicht?“ Ich schreibe es heute bei trübem Novemberwetter und spreche es dabei auch aus, denn der bloße Klang hat schon etwas Erheiterndes. Vielleicht gelingt ihm bei dem geneigten Leser ein ähnlicher Erfolg.

12.

Jean Paul, als Mensch und Dichter.

(Nach der Lectüre des vierten Theils des Werks: „Aus Jean Pauls Leben.“)

Es ist eben nicht Sitte, daß ein Recensent mit Ausrufungen anfängt, und doch kann ich diesmal nicht anders und muß gegen die hergebrachte Weise fehlen. Welch' ein Buch! es führt uns besser, als alle früheren Schriften dieser Art, die mir je zu Gesichte gekommen sind, in die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers, in die verborgensten Marterkammern mit den mannigfaltigsten Marterinstrumenten ausgestattet. — Richter kehrt von Leipzig mit dem Gefühl, selbst das Essen der letzten Monate nicht bezahlt zu haben, nach Hof zurück. Er hat nichts als seine „grönländischen Prozesse,“ die aber niemand versteht, und von denen selbst Gleim sagt, „sie seien so witzig,

daß man gleich des Teufels werden möchte.“ Das große Publikum will aber weder des Teufels noch Gottes werden, sondern im Halbschlummer aller Kräfte, mit breitgetretenem Spaße amüsirt sein. Der junge Mensch wird seiner Vaterstadt etwas unheimlich, und man raunt sich seltsame Bemerkungen über ihn in's Ohr, die darauf hinauslaufen, er sei ein Genie und deshalb unbrauchbar. Ein geschätzter Pastor aber, gleichsam in schwarzer Melchior Gözischer Steifleinwand, raunt nicht und flüstert nicht, sondern spricht ganz laut und genügend grob ihm selbst in das Angesicht, er, der Pastor, halte von ihm gar nichts, er sei ein Atheist, und solle sich nur ja nicht etwa defendiren, denn es helfe ihm doch nichts, es sei einmal ausgemacht. Der Jüngling vertheidigte sich demungeachtet, doch zweifle ich, ob mit Erfolg.

Er findet ein dunkles Stübchen in einem verfallenen Häuschen, das er mit der kummervoll verarmten Mutter und ähnlich gesinnten Brüdern theilt, und hungert mit ihnen in Gesellschaft; spaßt aber dabei, was sie nicht können, mit einigen Freunden, die jedoch den Scherz nur halb und halb, und oft gar nicht verstehen. Der Prediger Vogel meint es gut mit seinem Freunde, doch ist zuviel Kopf-

schütteln dabei. Er thut sich auch leider auf eine gewisse Gattung von unerquicklicher Aufklärung zu viel zu Gute; da er aber etwa alle Monat doch auch einen guten witzigen Einfall hat, so mag er es, zu seiner Ehre gesagt, wol leiden, daß sein Freund dergleichen in jeder Stunde, und noch bessere, erzeugen kann. In trüber Stimmung ist ihm jedoch die Sache nicht ganz geheuer, und er nimmt auch dann Manches übel. Tiefer steht ein zweiter Bekannter, der manchen Witz auf sich gemünzt betrachtet, und grämlich wird über nicht verstandene Metaphern. Ein dritter, reich und geizig, quält Richtern sehr, und ein vierter ist gutmüthig, roh und ungenirt.

Richter schreibt eine herrliche Satire nach der andern, aber bei dem bloßen Anblick solcher Sachen kriegen die Buchhändler Scheu und Schrecken; er schreibt unnachahmliche rührende und witzige Musterbriefe an große und berühmte deutsche Schriftsteller und fleht sie an, ihm einen Verleger zu schaffen; aber diese celebren Autoren haben viel zu viel zu thun, als daß sie hätten zwei Minuten zu einem entscheidenden Fürwort für ihn verwenden sollen. Was geht sie ein armer unbekannter Jüngling an? Mag er mitsammt seinem in Deutschland unerhörten

Humor in Gottes Namen verhungern! Einige schlagen den sichersten Weg ein und antworten gar nicht, andere bedauern, nicht helfen zu können (d. h. oft: „zu wollen"), andere sind gütig genug, ihm einige treffliche Buchhändler zu nennen, wodurch ihm die große Mühe erspart wird, in den umsonst zu habenden Meßkatalogen die Namen nachzuschlagen. Was man aber so in gewöhnlicher Sprache „Hülfe" nennt, bleibt aus; und Robinson erscheint auf seiner wüsten Insel in dem schönen warmen Clima und mit seinen Nahrung liefernden Lama's als ein reichlich unterstützter glückseliger Mann gegen Richter. Endlich erringt er wirklich, und zwar durch eigene Bemühung, ich weiß nicht ob nach zweihundert oder dreihundert vergeblichen Bemühungen — einen Verleger für seine neuen Satiren. Das ist aber auch ein Mann, von dem sich Nützliches lernen läßt. Er belehrt den jungen Autor, daß er selbst nur Bücher drucke, um sie zu verkaufen, daß auf den Titel Alles ankomme, und dringt ihm einige auf, unter denen Richter zwar die widerlichsten ablehnt, dennoch aber sich entschließen muß, den „Teufel" einzulassen, der denn auch offizinell wird, und die köstliche Einleitung „Aviso des Juden Mendel" veranlaßt. Er

unterrichtet ihn ferner, daß drittehalb Thaler für den eng gedruckten Bogen solcher leichten Sachen völlig genug sei, und als der Dichter sich auf die Großmuth eines frühern Berliner Verlegers bezieht, bleibt jener fest, und stellt die Consequenz als eine höhere Tugend praktisch auf. Richter läßt sich am Ende Alles gefallen, und dankt Gott, daß er doch endlich die Aussicht hat, sein großes Werk gedruckt zu sehen, und den lieben Deutschen ohne Zweifel eine große Freude zu machen; allein der Buchhändler zeigt sich als einen sedaten und moderaten Mann, der es für heilsam hält, junge Leute, selbst wenn sie schon Jahre lang gewartet haben, noch einige Jahre warten zu lassen; denn zu geduldig kann man doch nie sein. Eine Pflicht gegen Deutschland glaubte er ohnehin nicht zu haben, denn da es sich schon so viele Jahrhunderte ohne die „teuflischen Papiere" beholfen hatte, so konnte es sich auch noch länger ohne dieselben behelfen, und es war ihm einerlei, ob dieselben 1787, 88 oder 1789 erschienen. Nun sollte man freilich glauben, der Mann sei ziemlich kalt gesinnt gewesen; genau betrachtet aber zeigt er sich dennoch voll poetischer Hoffnungen und sanguinischen Vertrauens; denn hätte er ahnen können, was wirklich geschehen, so

würde er weder drittehalb Thaler noch drittehalb Groschen für jene diabolischen Papiere gezahlt und keinen Bogen derselben in die Presse geschickt haben, denn bekannt ist es genugsam, daß die Deutschen viel zu bescheiden waren, um dergleichen geistreiche Sachen zu lesen oder gar zu kaufen, da sie gleich von vorn herein ahneten, sie würden sie doch nicht verstehen; über welche Tugend aber der Teufel so böse ward, daß er seine eigenen schnell zu Makulatur gewordenen Papiere holte.

Jean Paul hatte dennoch seine Freude an dem Buch, und machte den gehörigen Witz über den Setzer, der so viele interessante Druckfehler auf eigene Hand angebracht, und über die Carlsd'or des Verlegers, mit denen es eine seltsame Bewandtniß haben mußte, weil die Wechsler, denen man sie anbot, eine ganz besondere Feindseligkeit gegen dieselben äußerten, indem sie die Goldstücke, als wären sie glühend, schnell aus der Hand warfen.

J. P. ist während dessen aus Hof herausgekommen, und lebt auf dem Lande als Kinderlehrer, und zwar als ein höchst seltsamer, ja einziger, der es sich überaus schwer macht, um es den Kindern leicht zu machen. Dem seligen Sokrates würde er gewiß gefallen haben, denn der hielt bekanntlich auch

sehr viel auf die Weckung der eigenen Kräfte der Schüler, auf das kluge, leise anregende Fragen, auf das ironisch witzige Zusammenfassen der Wissenschaft und des Lebens, so daß die Schüler und die Schülerinnen ordentlich erstaunen mußten, wie klug sie selbst seien. Aber ein eigentliches Tagebuch über die moralische und ästhetische Vervollkommnung der Kinder, eine genaue Nachweisung der witzigen Einfälle, die ihnen durch den höhern Witz des Lehrers entlockt waren, ein solches Tagebuch hielt denn doch auch Sokrates nicht, wol aber unser Richter, und es ist billig, ihn für diese große Mühe noch im Grabe zu rühmen, was jene Schüler und Schülerinnen gewiß auch während ihres ganzen Lebens nicht versäumt haben werden.

Die Göttin Penia bleibt indessen unserm Richter treu; doch eben weil sie eine Göttin ist und einen ächten Dichter vor sich hatte, so wagte sie nicht, sich ihm in einer verzerrten Gestalt vorzustellen, und obwol sie ehedem es an kalten Stuben und elender Nahrung nicht fehlen ließ, so hatte sie doch nur trübe Stunden, nie aber ein trübes Leben veranlassen können. Nur der armen, ununterbrochen spinnenden Mutter hatte sie nach und nach jede Hoffnung geraubt, daß aus ihrem Johann

Paul Friedrich etwas Rechtes werden könne; noch schlimmer aber wirkte sie auf den ältern Bruder, der endlich des monotonischen Umgangs mit Hunger und Kummer, Jammer und Elend so ganz und gar überdrüssig ward, daß er sich in die Saale stürzte, um mit einemmale dem schleppenden Lebensdrama ein Ende zu machen.

Unser Dichter, gewiß noch tiefer fühlend, als jener unglückliche Selbstmörder, ertrug auch diesen Jammer. Er stand dem Geschick und hielt die Hoffnung fest, was wir ihm sehr hoch anrechnen wollen; denn je schwerer es uns gemacht wird, zu hoffen, je größer wird unsere Tugend. Hatte sich doch auch schon jetzt (etwa 1788) seine äußere Lage durch die Verhältnisse in dem Lehramte einigermaßen gebessert, waren doch hübsche und gutartige Kinder um ihn, die ihn liebten; — und wenn wir nur geliebt werden, was wollen wir mehr? — Zwei schwache Seiten des Dichters: „eine warme Stube und Kaffee" wurden freilich nicht immer genügend gepflegt; aber ein so gesunder und kraftreicher Jüngling, wie Richter, erträgt auch das. Besonders wenn er ein solcher Virtuose im Phantasiren und Hoffen ist. Dieses Talent besaß Richter in dem allerhöchsten und schönsten Grade, so daß er selbst bei 20 Grad

unter Null nach Reaumur recht gut die süßesten Frühlingsdüfte eines sicilischen Thales genießen konnte. Diese Phantasie war auch in jener Zeit so rein kindlich ungenirt, daß er seinen Pflegekindern zuweilen erzählte, es komme nun bald die Zeit, wo er werde anerkannt werden und wo selbst Prinzen und Prinzessinnen ihm sagen würden, wie sehr sie ihn zu schätzen geruhten. Er hatte durchaus nicht unrecht, aber um das Jahr 1790 gehörte wirklich eine beispiellose Phantasie dazu, dergleichen zu hoffen, denn noch immer fanden sich keine andre Leser als seine Freunde Otto und Vogel, und in dem glücklichen Falle, daß er Etwas drucken lassen konnte: seinen Setzer, welcher letztere jedoch nicht zu den aufmerksamen zu rechnen ist, da er so gräuliche Druckfehler machte.

Um diese Zeit schrieb Richter in den wenigen Zwischenstunden, die ihm sein Lehramt ließ, besonders Sonntags, seine „unsichtbare Loge," mit der er in der ersten Hälfte des Jahres 1792 fertig ward, in so weit er damit jemals fertig werden konnte. Daß dieses Buch vortrefflich sei, mußte er bei der größten Bescheidenheit sich selber sagen, und der redliche strenge Otto sagte es ihm auch. Aber was nun weiter? wohin damit? Die Buch=

händler wollen nur mit berühmten Leuten etwas zu thun haben, und mögen nicht gern warten, bis einer berühmt werde. Berühmte Männer aber zu bitten, daß sie ihn unter ihre Flügel nähmen, war bedenklich, denn noch zu nahe lagen die traurigen Erfahrungen, die er gemacht hatte, und noch vor kurzem war ihm ein unschuldiger Aufsatz für das ..... Modejournal, mit der unumwundenen Erklärung, es sei derselbe ganz unbrauchbar, zurückgesandt worden. Da erfaßte Richter den besten Gedanken, den er erfassen konnte; er wählte nämlich unter allen berühmten deutschen Schriftstellern den aus, von dem er wußte, daß er am meisten — gelitten hatte und noch litt. Es war Karl Philipp Moritz, dem, bei allen Mängeln, die wir an ihm rügen müssen, wol zu gönnen gewesen wäre, daß das ihn bitter mäkelnde Publikum noch bei seinen Lebzeiten erfahren hätte, wie sehr Herder und Goethe ihn als Kunstkenner schätzten, wovon es, wie bekannt, leider erst seit einigen Jahren Kunde bekommen hat. Jean Paul fühlte sich um jene Zeit ganz besonders zu ihm hingezogen, der in jedem Falle am besten wissen mußte, was Armuth sei, er, dem das Geschick so oft statt Brot, Steine und Sand gegeben hatte — einigemale auch Pu-

derstaub statt Mehl. (S. Anton Reiser.) Richter, der sich zehn Jahre lang in den berühmten Deutschen verrechnet hatte, verrechnete sich diesmal nicht, denn schon mit der nächsten Post schrieb Moritz seine Entzückung über das herrliche Werk, und die Nachricht, daß er bereits einen Verleger gefunden, der hundert Ducaten Honorar für dasselbe zahlen wolle, und jetzt sogleich abschläglich dreißig sandte, die der hocherfreute Richter in die zitternden Hände seiner alten Mutter gleiten ließ.

Von diesem Augenblick fing der bedingende Drang des Lebens bei unserm Dichter zu weichen an, und etwa zwei Jahre darauf sah bereits das ganze gebildete Deutschland in Jean Paul einen ächten Dichterfürsten, dem man nur mit Liebe und Verehrung begegnete.

Man sieht: diese Biographie ist so interessant, daß sie schwerlich interessanter ersonnen werden könnte. Aber sie ist auch mehr als das; sie ist im hohen Grade wichtig und lehrreich, und hat jene Beruhigung und tragische Heiterkeit in sich, die den griechischen Tragödien fast nie, und der unsrigen so oft fehlt. Seneca sagt sehr richtig, ein edler Mensch im edlen Kampfe mit dem widrigen Geschick, sei selbst für die Götter ein würdiges Schauspiel; und

hier sehen wir vollends einen Mann, der nicht bloß rüstig kämpft, sondern dabei noch lächeln und scherzen kann. — Es ist recht hübsch und gut, wenn wir bei köstlichem Wein fröhlich singen; wie aber, wenn das Geschick, das wir doch nie ganz auslernen können, uns einmal den Wein nehmen sollte? Dann wäre gewiß das Beste, wir machten wirklichen Ernst aus den guten Worten unseres unvergeßlichen Hölty, der ja auch selbst Ernst daraus machte:

Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.

Endlich entsteht hier noch eine neue Frage: „Wie ertrug Jean Paul sein nunmehr beginnendes Glück und seinen überall verbreiteten Glanz?" — Die Antwort vielleicht ein andermal.

13.

Wem soll ich nun glauben?

(Eine wahre Anekdote.)

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts stand einmal der Schriftsteller A. im Laden seines Verlegers, und blätterte in den eben angekommenen ästhetischen Zeitblättern, die sich damals noch mit leichter Mühe übersehen ließen. Da ging die Thür rasch auf, und mit großem Geräusch trat der Schriftsteller B. herein. „Nein!" rief er aus, ohne weder einen guten Mittag noch Nachmittag zu wünschen, „nein! es ist doch zu arg! zu toll! und man muß selbst toll darüber werden!"

„Mein Gott!" sagte der muntere A. „was ist Ihnen begegnet? Ist Ihr Haus abgebrannt? Ist Ihre schätzbare Frau plötzlich heiser geworden? Ist Ihr verehrungswürdiger Junge im Examen durchgefallen?"

„Ach was! nichts von dem allen; aber ich muß erst Athem schöpfen.“

Jetzt war auch der Buchhändler, der bis dahin in der Tiefe des Ladens gearbeitet hatte, herbeigekommen, und sagte mit jenem erhaben satyrischen Lächeln, das aus reiner Klugheit und schmerzlicher Erfahrung hervorgeht: „Gewiß hat Ihnen Ihr Herr Verleger reinen Wein eingeschenkt, und von der rückgängigen Bewegung Ihres letzten Werks Nachricht gegeben. Nicht wahr?“

B. schüttelte den Kopf. — „Oder,“ fuhr der Buchhändler fort, „eine unfreundliche, schlimme, erschreckliche Recension?“

Jetzt hatte B. neuen Athem gewonnen, und erwiederte: „Nur halb gerathen, oder vielmehr nur ein Drittel gerathen. Sehen Sie, geschätzter Helfer, und Sie, theurer College, hier in dieser linken Tasche ist die Recension eines schauderhaften Jenaers, der mein Buch bis in den Abgrund... nein weit tiefer, bis Jenseit aller Abgründe der Hölle verdammt; hier in der Brusttasche — ich fühle ordentlich die Kälte — sitzt ein indifferenter Göttinger und spricht, es sei mittelmäßig, und hier in der linken Rocktasche ruft ein feuriger Erlanger sämmtlichen deutschen Kreisen einen Glückwunsch

zu, daß sie endlich ein so unschätzbares Buch empfangen haben. Wem?... ich bitte Sie um Gotteswillen — wem?... reißen Sie mich aus meiner tödtlichen Unruhe — wem?... ich gehe unter in den Wellen dieses Meers von Zweifeln — wem soll ich denn nun glauben? — und was soll ich von mir und meinem Buche halten?"

„Ja freilich," erwiederte A. mit jenem Seufzer, wie wir ihn wol aus tiefster Brust zu holen pflegen, „wenn eine Sache, die, in sich selbst höchst lächerlich, doch wieder, weil sie so über alle Maaßen lächerlich ist, in das Tragische übergeht, mit einemmale unumwunden und schreiend vor uns tritt — ja freilich, wenn Sie das nicht früher selbst gewußt haben — — dann — — dann - u. s. w.

14.

Zur Charakteristik der Brandenburger.

Ueber den Charakter der Brandenburger ist viel hin und her gesprochen, und es scheint doch nicht schwer, wenn wir die Geschichte fragen, über ihn auf's Reine zu kommen. Seitdem hohenzollersche Fürsten sie beherrschen, haben sie sich zu einem individuell-deutschen Charakter erhoben, und seitdem der große Kurfürst eine, für das sinnliche Auge zwar unsichtbare, doch für den Geist kenntliche Krone trug, sind sie zu einem eben so freien als abgeschlossenen, sich selbst stets bewahrenden, mit großer Liberalität aber auch manches Fremde aufnehmenden deutschen Volke geworden, das als Repräsentant und Beschützer des reinen Protestantismus zu stehen bestimmt ist. Tapferkeit und Wissenschaftlichkeit, Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Klugheit und Witz bilden, wie mir scheint, die Lichtseite

ihres Charakters, der sich begreiflicherweise in der Hauptstadt am deutlichsten ausgesprochen hat. Ueber Mangel an Phantasie, Gemüth und Poesie ist dagegen nicht selten geklagt worden, zuweilen wol mit wirklichem Recht, oft aber nur mit scheinbarem. In Gefahren, Noth und Tod, welche die Mark oft genug umgaben, hat es nie an Gemüth gefehlt, was auch ohnehin unmöglich wäre, da Tapferkeit nicht leicht ohne Gemüth sein kann. Im gewöhnlichen Leben tritt freilich auch wol zur Unzeit der Witz ein, der vielleicht in keinem deutschen Gau so geübt wird, als im Brandenburgischen, insonderheit in Berlin. Darüber ließe sich gar viel reden, ich aber will nur auf Folgendes aufmerksam machen: Der Tapfere entscheidet im Kriege gern Alles rasch mit dem Schwerdte; diese Lust begleitet ihn auch in das friedliche Bürgerleben, und hier ergreift er statt des Degens den Witz, der bekanntlich auch, wie eine hellgeschliffene Klinge, selbst durch sein bloßes Leuchten manchen Augenblick der Bedrängniß erhellen kann. Weitläufigkeit und langes Reflectiren haßt, und weiche Rührung scheuet er; ein Bonmot hilft am schnellsten durch. Ist darum der Brandenburger ohne Gefühl? Keinesweges. Kann nicht auch das Herz bewegt sein,

wenn der Mund spaßhafte Einfälle bei Dutzenden von sich haucht? sonst wäre — um ein schlagendes Beispiel anzuführen — auch unser unvergeßlicher Nicht-Brandenburger Lessing für gemüthlos zu erklären, weil der Ausdruck seines eigenen Schmerzes nie ohne Witz und antithetische Wendung war. (Man erinnere sich nur des schauerlich-witzigen Briefes an Eschenburg, in welchem er ihm den Tod seiner geliebten Gattin und seines Kindes meldet.)

Ueber diese Neigung der Brandenburger und insonderheit der Berliner, bedeutsame und beschwerliche, trübe und tragische Verhältnisse des Lebens durch Witz, Laune, ja selbst durch bloßen pikanten Spaß zu mildern und zu versüßen, können selbst sprichwörtliche Redensarten einen erfreulichen Aufschluß geben. Wir wissen Alle, wie gäng und gebe die Ausdrücke im Volke sind: „Munter ist die Hauptsache," „bange machen gilt nicht," und ähnliche Reden. Betrachten wir diese nur obenhin, so können sie uns vielleicht unbedeutend vorkommen, oder durch Mißbrauch gar widerlich werden. Treten wir aber mit besserm Ernst hinzu, so können jene abgeriebenen Redensarten sogar historische Bedeutung gewinnen.

Denken wir uns z. B. die Berliner in ihren

Umgebungen, in so weit diese von der Natur selbst verliehen worden waren. Außer der fischreichen Spree und einiger Waldung fand sich nichts Gegebenes, das leichte Ausbeute versprochen hätte, Alles mußte dem dürren, sandigen Boden abgezwungen werden. In der That giebt es hier einige Gegenden, in denen die Natur, in Sack und Asche gehend, ihren Aschermittwoch zu feiern scheint, so daß die ersten Bebauer nicht bloß Muth und Geduld, sondern auch einer gewissen witzig-muntern Beharrlichkeit bedurften, um nicht in dem Flugsand moralisch oder physisch zu ersticken. Diesen edlen Kampf des Menschengeistes und der Menschenhand mit der widerstrebenden Natur hat insonderheit der große Kurfürst neu belebt, begünstigt und gelegentlich auch wol — befohlen. Wie oft mochte damals manchem Bürger das Grabscheit und der Spaten aus der müden Hand gesunken sein *), wie oft mochte er

*) Bei den Refugiés war es derselbe Fall, nur daß sie an schöne Gegenden gewöhnt, sich noch weniger in ihren Ausdrücken Zwang anthaten, wie sie denn z. B. die Gegend bei Moabit, die man einigen von ihnen zum Anbau übergeben hatte, eine terre maudite nannten. Die Berliner hörten und mißverstanden dies Wort so oft, daß sie daraus Moabit machten, wobei es auch sein Bewenden gehabt hat.

im Unmuth ausrufen: „Es ist unmöglich, es geht nicht!“ — Dann aber trat wol etwa ein gutmüthiger und erfahrener Nachbar zu ihm, klopfte ihm auf die Schulter, und ein trauliches „Nun, nun! munter ist die Hauptsache“ stärkte die Kraft von neuem. Man legte gleichsam zusammen zu ein paar spaßhaften Einfällen, und die Arbeit ging dabei vortrefflich von Statten, bis sie endlich nach Jahr und Tag sich auch reichlich belohnte.

Denken wir uns ferner so manche Zeit der Gefahr, z. B. die Jahre 1674 u. s. w. Damals stand der Kurfürst mit Frankreich und Schweden im Kampfe, und da er doch nicht überall sein konnte, so ward der größte Theil der Mark von den Schweden verwüstet. Sein bloßes Wiedererscheinen war ein Sieg, und diese Siege setzten sich die nächsten Jahre immer fort. Da schloß aber der Kaiser Leopold I. den unglücklichen Frieden von Nymwegen und vergaß dabei gänzlich seines treusten Bundesgenossen, Friedrich Wilhelms, der nunmehr ganz allein den Kronen Frankreich und Schweden, und gar manchem mißgönnenden deutschen Fürsten gegenüberstand. In solchen Tagen des höchsten Ruhms und der höchsten Gefahr mochte selbst manchem wackern kraftreichen Bürger das Herz klopfen, und er konnte

wol mit Sorglichkeit fragen: „Wie wird unser Kurfürst sich hier durchschlagen?“ Doch gewiß schon in der nächsten Stunde, vielleicht schon in der nächsten Minute, sprach er sich selbst zur Ruhe durch seine Lieblingsworte: „Bange machen gilt nicht“ — „von Drohungen stirbt Keiner.“

Dieses letzte Wort ist nicht minder historisch wichtig, denn es scheint sich unmittelbar an eine bekannte Begebenheit im Leben des Kurfürsten zu knüpfen. Wir wissen, wie sehr man ihm in Polen zürnte, als er zuerst sich mit Schweden verband, um das ihm mit Recht verhaßte Vasallenthum des Herzogthums Preußen abzuwerfen. Der König Casimir, bekanntlich nicht ohne Aufwallungen verworrener Art, vergaß sich so weit, daß er seinem Abgesandten auftrug, dem Kurfürsten zu sagen, wenn er in seine Hände falle, werde er ihn wilden Thieren vorwerfen (s. Puffendorf). Wie benahm sich nun Friedrich Wilhelm bei dieser beispiellos unwürdigen Drohung? Es wäre sehr menschlich gewesen, darüber laut zu zürnen; aber gegen wen? Was konnte der arme Herold für den widerlichen Auftrag seines Königs? Der Kurfürst hätte vielleicht nicht übel gethan, mit einem kalt und streng witzigen Wort die Sache abzumachen, und es ist be-

kannt genug, daß es ihm an tüchtigen Schlagreden nicht fehlte. Er wählte aber das Allerbeste, d. h. er wandte dem Gesandten schweigend den Rücken, gleichsam als wolle er nicht gehört haben, daß ein König sich so vergessen könne. Antwortete er aber gar nicht? Allerdings, denn kurze Zeit darauf gab er die einzig zweckmäßige und witzigste Erwiederung, welche drei volle Tage dauerte; ich meine die Schlacht bei Warschau, vom achtzehnten bis zwanzigsten Julius 1656, die sich mit einer so traurigen Flucht des Königs endete, daß die Chronik erzählt, er habe Tage lang sich nicht umwenden mögen, weil er den Anblick seines eigenen geschlagenen Heeres kaum ertragen konnte.

„Wenn Du in meine Gewalt kommst" — hatte Casimir sagen lassen, darum durfte der Kurfürst schweigen, denn wer auf alle Wenn's (die größtentheils vom Uebel sind) antworten wollte, würde fast nichts zu thun haben als zu antworten; ja es könnte mit ihm zuletzt dahin kommen, daß er sich sogar, wie König Priamus (in dem Trauerspiel-Fragment, welches der Schauspieler im Hamlet declamirt), vor dem bloßen Schatten vom Schwert des Pyrrhus Neoptolemus tödtlich entsetzte. Ohne Zweifel hat jenes Schweigen und jenes Antworten

zur rechten Zeit den Märkern sehr wohl gefallen, denn nirgends hört man jenes Wort: „von Drohungen stirbt Keiner," so häufig als in preußischen Landen, und es fallen gewiß manchem Leser dabei Anekdoten aus dem siebenjährigen Kriege ein, in welchem diese Redensart überhaupt eine trefflich beruhigende Kraft äußerte.

Ueberhaupt antworten die Märker nicht leicht ernsthaft und ausführlich, sondern lieber in kurzen Sätzen und prosaischen Xenien. Salbungsreiche Reden, wehmüthig weiche Ermahnungen, wilde Orationen, vornehmthuende Polemik u. s. w. sind ihnen fatal, und sie achten deshalb nicht sehr darauf, so daß sie auch, um ein neueres Beispiel anzuführen, von den vielen Scripturen, die während des Wiener Congresses und in der nächsten Folgezeit, von einigen allzeit fertigen Schriftstellern Frankreichs und Süddeutschlands gegen einzelnes Preußisches erschienen, nur obenhin und mit großer Seelenruhe Notiz nahmen. Sie sahen jenen Schriftchen und Aufsätzchen die Vergänglichkeit so sehr an, daß es ihnen viel zu langweilig war, darauf zu antworten, indem die Zeit selbst schon antworten werde. Und in der That, so ist es gekommen; denn wer nicht Literaturgeschichte ex professo treibt, weiß

jetzt von jenen Schreibereien kein Wort mehr. Ueberhaupt wohnt gewöhnlich in dem auf das Praktische gestellten Menschen eine gewisse zweckdienliche Tenacität, eine Eigenschaft, die ich am liebsten durch dieses Fremdwort bezeichne, da unser deutsches „Zähheit" diesmal einen Nebenbegriff mitbringen könnte, den ich vermeiden will.

Wo aber so viel Licht ist, kann es an Schatten nicht fehlen, und so viel Vortreffliches jene Eigenschaften in ihrer Aechtheit mit sich bringen, so können sie doch auch ausarten, oder, aus ihrer rechten Stellung gerückt, manchen Unsegen veranlassen. Der Witz kann auch das Heilige antasten, das stete Ringen mit der Natur die Liebe für die Natur schwächen, und jene Tenacität der schaffenden Poesie nachtheilig werden. Fragen wir z. B. einen strengen Literaturhistoriker, wie viel Dichter*) bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts die Stadt Berlin hervorgebracht hat, so würde er etwa Canitz und gewiß Tieck nennen, dann aber vielleicht in Verlegenheit gerathen, wenn er die Liste fortsetzen sollte. Statt dessen würde er wahrscheinlich der

*) D. h. hier: im Druck erschienene; der Himmel möge uns aber bewahren, nur solche anzuerkennen.

Kritik gedenken, zu der die Berliner ganz besonders neigen, sei es nun unter glücklichen oder unglücklichen Auspizien. — Ich lasse dies Alles für jetzt nur dahingestellt sein, indem eine genaue Erörterung einen weit größeren Raum einnehmen würde, als diesem Fragmente bestimmt ist.

Besser scheint es, mit einer lustigen Erinnerung an den alten märkischen Chronikenschreiber Leutinger zu schließen, indem vielleicht noch keiner ein so seltsames Urtheil über den Charakter der Brandenburger geäußert hat als er. Sie seien, versichert er, melancholischen Temperaments, was sich auch leicht erklären lasse, da ihre Hauptnahrung in Fischen bestehe. Was das Letzte betrifft, so verhielt es sich zu seiner Zeit allerdings so, und noch im vorigen Jahrhundert pflegte das Gesinde bei der Uebernahme seines Geschäfts sich ausdrücklich und kontraktmäßig auszubedingen, daß es nicht öfter als dreimal in der Woche zu Fischspeisen gezwungen sei. Von der daraus entspringenden Melancholie ist jedoch wenig vernommen worden, im Gegentheil würde ein melancholischer, wehmüthiger oder gar weinerlicher Berliner als eine lebendige contradictio in adjecto erscheinen.

15.

Berliner Redensarten *).

Wie charakteristisch und eindringlich manche Berliner Redensarten sind, wird man besonders dann gewahr, wenn man sie sich als Motto's vor wichtigen Büchern denkt. Wie gut würde es sich ausnehmen, wenn auf dem Titel einer Geschichte des großen Kurfürsten der ruhige Spruch prangte: „Bange machen gilt nicht.“ Einem diplomatischen Werke der sanftern Art würde das Motto: „Und darum keine Feindschaft nicht,“ zur Zierde gereichen, sei es nun, daß der Verfasser es ernsthaft oder ironisch meinte. Ein kraftvolles Heldenlied könnte unter allen Devisen schwerlich eine redlichere finden als: „Allemal derjenige, welcher,“ und die zartesten poetischen Liebesseufzer würden noch bessere

*) Möge als Nachtrag zu Nro. 14. betrachtet werden.

Wirkung thun, wenn gleich auf dem ersten Blatte das gute, stille, mystische Wort: „Nie ohne dieses," uns das treue, nimmer wankende Gemüth des zärtlichen Jünglings verriethe.

Es ist wahr, alle diese Ausdrücke werden jetzt so oft und so häufig zur Unzeit gebraucht, daß sie sehr widerwärtig werden können; allein es hat damit nicht viel auf sich, denn die meisten Sprüche haben eine Bedeutung in sich, die sich nicht so leicht verreiben und verwischen läßt.

Unter allen diesen Redensarten ist vielleicht keine so verbraucht und deshalb meistens so unangenehm geworden, als die, welche dem übelgesinnten „Spiegelberg," der bereits durch Schillers Blut- und Flammen-Tragödie berühmt genug gewesen war, noch täglich eine neue Unsterblichkeit bereitet. Diesen Mißbrauch aber abgerechnet, ist das Wort selbst so übel nicht. — Schade nur, daß die Deutschen, z. B. im 17ten und 18ten Jahrhundert, so oft die rechte Zeit versäumt haben, es auszusprechen.

Man hätte, meine ich, jenen allegorischen schlimmen Gesellen lange vor Schiller produciren und z. B. manchem encyklopädistischen atheistischen Lächler zurufen sollen: „Spiegelberg, ich kenne Dich!"

16.

Goethe dedicirend.

Goethe hat gewiß in seinem ganzen Leben es nie auf Rührung angelegt; aber er hat die höchste erreicht, ohne es zu wollen, durch seine letzte Schrift von zwei Blättern; ich meine durch die Dedication seines Briefwechsels mit Schiller an den König von Baiern. Er giebt dem verehrten Fürsten das Schönste, was er ihm bringen konnte: das Denkmal einer Freundschaft, welche die beiden größten Dichter Europa's verknüpfte, einer Freundschaft, aus welcher sich Schriften erzeugten, die wir als Thaten und zwar als ewige Thaten zu betrachten haben. Jene Dedication hat Goethe in seinem einundachtzigsten Lebensjahre geschrieben, das heißt, in jenem wunderbaren Alter, das schon über die biblische Angabe der Lebensjahre der Menschen hinausgeht. Es ist schwer, das Gefühl auszudrük-

ken, das uns bei dieser Weihung ergreift. Der Dichter, der ja nach dem Ausspruche des geschiedenen großen Freundes, „mit dem Könige gehn soll,“ spricht hier zu einem dichterischen, künstlerisch gebildeten Könige, der in jenem Freunde das Herrlichste fand, was das Jahrhundert gegeben. Daher durfte Goethe mit der vollen Gewalt seiner Sprache den ganzen Schmerz über den Verlust andeuten, den er und die Welt durch Schillers Tod erfahren, aber jene Zartheit der Gesinnung, die wir stets in Goethe bemerken, jene Zartheit, die den zu laut ausgesprochenen Jammer „haßt,“ läßt ihn auch hier die sanftesten Worte wählen, damit der Tod nicht etwa triumphirend in das Leben trete. Es ist jedoch möglich, daß der ächt hyperboreische Wunsch mancher Leser, erschüttert und zerquetscht zu werden, durch die Nichterfüllung den heillosen Tadel hervorbringe, Goethe spreche doch hier ein wenig kühl. Man vergesse aber nicht, daß hier doch auch der Privatmann zu dem Könige spricht, und zwar ein Privatmann, der stets, als edler reiner Royalist, selbst in die bloßen Formen der weltlichen Verhältnisse, so wie in die Sprache derselben, einen schönen Sinn hineingelegt hat. Es giebt allerdings einen Kanz-

leistyl, über den wir seit Jahrhunderten mit Recht klagen, aber es giebt doch auch einen, aus dem selbst Luther Einiges lernen konnte, und nur zu gern lernte. So finden wir hier einen Goethischen Kanzleistyl, über den wir wenigstens nicht eher klagen sollten, als bis wir versucht haben, ihn aus den höheren Prinzipien abzuleiten, die ihn mögen veranlaßt haben. Ich selbst vermisse in demselben, wie er sich hier in der Dedication äußert, nicht jene edle Künstlerhand, die wir Alle kennen oder doch kennen sollten; aber ich sehe hier auch die fast ein wenig zitternde Greisenhand, ein Gedanke, der wol selbst den Fühllosen zu einer gewissen Andacht stimmen könnte.

Ueber den sechsten Theil der Briefe selbst vielleicht ein andermal. Sie sind die höchste Blüthe des ganzen Briefwechsels, nicht deswegen, als wären hier die geistreichst analysirenden Briefe zu finden — die sind vielmehr in den ersten Theilen enthalten — sondern weil jene scharf- und tiefsinnigen Auseinandersetzungen bei dem vollendeten Freundschaftsverhältnisse jetzt nicht mehr vonnöthen waren. Es bedarf jetzt nur des leisesten und einfachsten Worts, und beide Männer verstehen sich ganz, und wissen wechselseitig in einander so

sehr Bescheid, daß ihre Freundschaft zu einem ununterbrochenen und nie getrübten Genusse wird. Wer ihnen bis dahin hat folgen können, wird sie nunmehr ganz begreifen und ihren Genuß zu dem seinigen machen.

17.

Leben und Nebel.

Nur wenige Gestalten, denen ein vollständiges Leben inne wohnt, zeigt uns die neuere ästhetische Literatur; die Menschen, die uns vorgeführt werden, sind Erzeugnisse der Dämmerung, und haben deshalb die Mittagssonne zu scheuen. Sie leiben und leben nicht recht, und spielen oft so lange mit Begriffen, bis sie selbst zu einem bloßen Begriffe werden. Wie vieles Verschwommene, Verwaschene, Neblige, Gespenstische wird uns geboten! — Oft ist es nur ein halbes Leben, das die Dichter zu Stande bringen, und manche ihrer Helden gleichen dem armen Könige mit den Marmorbeinen (in „Tausend und eine Nacht,"), der nicht stehen und gehen kann. Und doch ist auch das Sitzenkönnen „des Edeln" schon viel; und Goethe hat nicht verschmäht, in zwei wohlbekannten (manchen

Allzuzarten zum Aergerniß dienenden) Zeilen auf das nothwendige Requisit zum Sitzen aufmerksam zu machen. — Andere Personen kommen mir vor, als hätte ihnen der Dichter wider Willen den Kopf verrenkt und die Knie zerschlagen, andere, als hätten sie nie menschliche Nahrung zu sich genommen, wären auch viel zu vornehm, um nicht Essen und Trinken gänzlich zu verachten u. s. w. — Wo wir nur ächtes Leben finden, da werden wir auch schon erfreut, und denken wir uns ein solches Leben durch irgend eine höhere Macht in eine gespenstische Welt versetzt, so würde es diese augenblicklich zertrümmern. Mir träumte einmal, ein seltsamer Kobold führe den alten stattlichen „Oberförster" aus den „Jägern" heraus, etwa in die „Octavia," und auf der Stelle brach das ganze Stück zusammen, denn Schatten können nur Schatten imponiren, nicht aber jenem lebenvollen Kernmann. Denken wir uns vollends aber einen Shakspearischen geistreichen Narren, z. B. den in „Wie es Euch gefällt," in solche Stücke hineinlaufen, und er finge nun an zu parodiren: so giebt das ein Bild, das an tragikomischer Ergötzlichkeit nicht leicht übertroffen werden mag.

Hat uns aber eine solche Betrachtung ein wenig

traurig gemacht, so wollen wir uns mit dem Gedanken trösten, daß doch hie und da glücklichere Zeichen zu bemerken sind, und daß einige Dichter aus dem Nebel, worein sie gerathen, muthig und erfolgreich anfangen, sich in das Leben zurück zu arbeiten. Nur halte man das nicht für so leicht als das bloße — Zurücklesen des Wortes „Nebel.“ Es muß vorwärts gelebt werden.

18.

Wer hat in Berlin die erste Theaterkritik geschrieben?

So viel sich irgend erforschen läßt, niemand anders als der Kurfürst Georg Wilhelm. In den frühesten Jahren seiner Regierung hatte er zwar dem pseudonymen, nicht zu enthüllenden Junker Hans von Stockfisch gestattet, Komödien zu spielen; allein schon im Jahr 1623, bei dem wachsenden Jammer des dreißigjährigen Krieges, die Erlaubniß zurückgenommen, ja sogar die Musik auf den Gassen gänzlich verboten. Man gehorchte einige Zeit; allein schon 1629 wurde abermals und zwar von den Gymnasiasten öffentlich Komödie gespielt. Da ergriff den Fürsten Wehmuth und Zorn, und er erließ sowohl an den Magistrat, der die „Ueppigkeit" erlaubt, als an die Schullehrer, die sie veranlaßt hatten, zwei Rescripte, die als Actenstücke sehr

wichtig sind, hier aber ganz mitzutheilen zu viel Raum einnehmen würden. Das Merkwürdigste ist, daß er sich nicht begnügte, kraft seiner Fürstengewalt die Sache zu verbieten, auch nicht nach seiner etwas schwermüthigen Frömmigkeit bloß auf die elenden Zeiten aufmerksam zu machen, mit denen dergleichen Lustbarkeiten sich nicht vertrügen, sondern daß er selbst als ästhetischer Kritiker mit großartiger Strenge auftritt, und von „hölzernen Komödien" und „Affereien" spricht, und — damit man diesen, wie es scheint, Lieblingsausdruck nicht vergesse — auch im Rescript an die Schullehrer ihr Komödienspiel ein „lauteres hölzernes Wesen" nennt. — Ob des Kurfürsten Theaterkritik völlig treffend gewesen sei, ist wol nicht mehr zu entscheiden, besonders da er keine Gründe angiebt, und der Vorstellung gewiß nicht selbst beigewohnt hat. — In jedem Falle bleibt die Sache interessant, und es wäre wohl der Mühe werth, wenn die Berliner Theaterkritiker im Jahre 1829 ihr zweihundertjähriges Jubiläum feiern wollten *).

*) Wurde 1827 geschrieben.

19.

Johnson und Garrik.

Doctor Samuel Johnson, mit Recht als Grammatiker, mit Unrecht als ästhetischer Kritiker berühmt, war bekanntlich nicht ohne Kälte, Pedanterie, Stolz und Grämlichkeit; doch darf man auch manchen seiner Zeitgenossen den Vorwurf machen, daß sie ihn verwöhnten, und sich selbst Ueberstrenge und Härte im Urtheil von ihm demüthig gefallen ließen. Es hielt schwer, ihm Etwas recht zu machen, und selbst der allgefeierte Garrik mußte von ihm manchen bittern Tadel anhören, ohne deshalb von der alten Liebe zu lassen, die er nun einmal schlechthin nicht aufgeben wollte. Einstmals aber, als er den Hamlet ganz besonders glücklich gespielt hatte, that der Doctor beim Nachtpunsch im Kaffeehause ein Uebriges und versicherte, er sei heute mit dem Spiel und Vortrag des Künstlers wohl zufrieden gewesen. Ein

so seltenes Lob von dem Alles geltenden Censor regte den trefflichen Mimen so an, daß er sich der fröhlichsten Laune überließ, wobei sich vielleicht auch einige Spuren von Selbstgefälligkeit zeigten. Das ertrug aber der finstre Johnson nicht lange, und es trat bald wieder sein gewöhnliches kritisches Brummen ein, das sich endlich in den seltsamen Spruch auflöste: so schöne Sachen und wohltönende Worte, wie im Hamlet, ziemlich gut vorzutragen, sei eben nichts Besonderes; sonst aber möge es Fälle geben, wo er selbst nicht vier allbekannte prosaische, doch höchst wichtige Worte richtig vortragen könne. Die ganze Gesellschaft erschrak; Garrik aber überwand seinen Unwillen und sagte lachend: „So nennt doch diese vier schweren Worte."

„Wie heißt das fünfte Gebot?" — „Du sollst nicht tödten." — „Falsch gesprochen!" — Garrik wiederholte mit feierlicher Stimme: „Du sollst nicht tödten!" und Johnson mit Ruhe sein: „Falsch gesprochen." Jetzt nahmen sämmtliche Gäste an dem Streite Theil, alle riefen unwillkührlich und in Garrikscher Weise: „Du sollst nicht tödten," und der Wirth, der eben mit einer neuen Bowle Punsch herein trat, staunte den frommen Chor bedenklich an, und faltete andächtig die Hände, wäh-

rend der Doctor abermals erklärte, sie hätten allesammt falsch gesprochen. „Es heißt: Du sollst nicht tödten; — das Nicht hat den Accent.“

Was weiter erfolgt sei, und welche Einwürfe Garrik und seine Anhänger gegen den Diktatorspruch gemacht haben, wird nicht erzählt; doch scheint Johnson das letzte Wort behalten zu haben. Daran mag indessen wenig gelegen sein; denn es ist etwas höchst Alltägliches, daß der Unrecht Habende nicht bloß das letzte, sondern auch das erste und mittlere Wort hat und behält. Mich dünkt, Johnson wurde durch die Betrachtung geleitet, jedes Gesetz, und folglich auch das Mosaische, sei, als Gesetz, nur verbietend; es könne nur dem Laster wehren, aber nicht die Tugend, d. h. im höhern Sinn „die Liebe“ befehlen. Hatte er aber bis dahin recht — und wir müssen ihm diesen Gedanken leihen, weil er sonst Unsinn würde gesprochen haben — so folgerte er weiter, es müsse auch die negirende Natur des Gesetzes überall accentuirt werden, und hierin irrte er gänzlich. Wollte man ihm folgen, so müßte man eigentlich die obigen vier Worte sämmtlich accentuiren und zwar ziemlich gleichmäßig, weil sie alle von besonderer Wichtigkeit sind. „Du,“ als Aufruf, der, wenn

er ungehört bliebe, das Gesetz selbst unnütz machen würde. „Sollst,“ der rechte Ton des Befehlens, durch den die Willkühr des Aufgerufenen entfernt wird. „Nicht“ wegen der oben angegebenen allgemeinen Natur des Gesetzes; und „Tödten“ hätte gewissermaßen einen doppelten Accent, weil ohne das Verständniß dieses Worts die früheren drei bloß zu einem leeren Hall würden.

Uebrigens scheint mir die Anekdote nicht unwichtig, denn auch noch heut zu Tage finden sich manche gelehrte Kritiker mit ähnlichen irrigen Gedanken, wie Johnson sie geltend machte. Wer aber dessen Shakspear-Kritiken kennt, kann sich über dergleichen irre fahrende Pedanterien nicht mehr wundern.

20.

Das begünstigte Thier.

Es ist schön, wenn ein vortrefflicher Mann mit unbefangener Kindlichkeit seine eigenen Schwächen zu gestehen im Stande ist. Ein solcher war ***, ein Mann, dessen bloßer Name, wenn ich ihn nennen dürfte, seine beste Lobrede sein dürfte, einer der ausgezeichnetsten Europäischen Philologen, ein guter fröhlicher Dichter, ein pflichttreuer Bürger, beredter Lehrer, zärtlicher Ehemann u. s. w., nicht minder aber auch berühmt als Liebhaber und Kenner der ausgesuchtesten — Speisen und Getränke. Diese letzte Berühmtheit verdankte er indessen seiner eigenen Offenheit, denn wie leicht wäre es ihm, dem begüterten Manne, gewesen, diese Schwäche zu verhüllen und im Stillen zu befriedigen. Das hielt er aber für unrecht, und erklärte deshalb nicht selten, ein verwöhnterer Leckermund, wie der seinige, möchte schwerlich zu finden sein.

Einst zog unter einer Menge von ausländischen Thieren seine meiste Aufmerksamkeit der Strauß auf sich. Als man ihn endlich nach der Ursache fragte, rief er aus: „Das ist das glücklichste Geschöpf unter der Sonne. Sehen Sie nur den herrlichen langen Hals. Welch einen langen Genuß muß das dumme Thier haben! Wie sind wir armen Menschen dagegen zu kurz gekommen. Unser Hals ist ein armseliger Stummel. Kaum fangen wir an zu schmecken, so ist's auch schon vorbei."

Das ist nun allerdings rein komisch, aber nur, wenn ein Mann, wie der geschilderte, es sagt. In dem Munde von Millionen andern weniger gutmüthigen und weniger gebildeten würde es höchst widerlich lauten. Schon um deswillen, weil sie der reinen Ironie nicht fähig wären, die jener mit sich selbst und seiner Schwäche trieb. Für alle jene anderweitigen Leckerzüngler gilt nur, was unser größter deutscher Humorist über die „Frachtmägen der Philister" sagt, in die leider so oft der köstlichste Wein gegossen wird, ohne daß sie ihn wahrhaft zu schmecken und zu verstehen im Stande sind.

21.

Reminiscenzen.

Die Reminiscenzen-Jägerei, die bei manchem Kritiker zur Leidenschaft und zur Krankheit zu werden scheint, wird jetzt sehr arg getrieben, und es kann z. B. jetzt kaum mehr jemand eine Ballade dichten, ohne daß es heißt, er ahme Bürger, Goethe, Schiller, Uhland oder Gustav Schwab nach. Wahrhaftig, wenn das so fort geht, so werden wir zuletzt keinen Sonnenaufgang, kein Mittagsessen, keine Wasserfahrt, keinen Thee-Abend u. s. w. mehr beschreiben können, weil all dergleichen schon einmal beschrieben worden ist. Man sollte doch bedenken, daß zwar jeden Morgen dieselbe Sonne aufgeht, aber auch jeden Morgen ihr ein andres Auge entgegen schaut. Vielleicht dürfen wir am Ende in unsern Romanen die Leute nicht mehr „guten Tag" und „gute

Nacht" sagen lassen, denn ein belesener Kritiker erinnert dann etwa mit scharfsinnigem Lächeln: „Mich dünkt, ich las dergleichen Redensarten schon sonst wo." — Das Beste wird wol sein, wir kehren uns nicht daran.

22.

Für Liebevolle und Liebelose.

Wenn die Menschen nur recht frei mit der Sprache herausgingen, so würden gewiß nicht wenige unumwunden das Entsetzliche gestehen, daß sie sich vor nichts so sehr ängstigten, als vor — der ewigen Seligkeit, die schwerlich in etwas Anderem bestehen kann, als in der reinsten Anschauung Gottes und in unendlicher Liebe. Was das Erste betrifft, so haben sie dafür allerdings den größten Respect; da sie aber hienieden sich nicht im mindesten an den großen Gedanken gewöhnen, sondern im Gegentheil jedes Aufstreben dahin für gefährliche Schwärmerei halten, so wird ihnen doch etwas wunderlich dabei zu Muthe, wenn sie sich denken, daß auch an sie einmal im verklärten Zustande jene — Zumuthung sollte gerichtet werden. Nicht minder sind sie hienieden unheimisch in der ächten Liebe

und dem innigen Lobe; denn gestehn wir es nur, daß ihre Liebe größtentheils nichts ist, als eine verhüllte Wuth, oder im bessern (doch noch immer schlimmen) Falle: ein Schauspiel, das sie sich und Andern geben. Es wird der Nichte schon sauer genug, dem Onkel, und dem Neffen der Tante mit etwas Liebeartigem aufzuwarten; da jedoch dies eine eingeführte Sitte ist, so muß dergleichen nach Möglichkeit aufgetrieben werden. Ist das aber nothgedrungen geschehn, so erholen sie sich anderweitig im Tadeln und Herabziehn, im Schmähen und Witzeln. Es ist hundertmal gesagt worden, daß die meisten Unterhaltungen im Verläumden und Anschwärzen, Zweifeln an jeder Tugend und Größe, Klatschen u. s. w. bestehen; aber es ist leider auch hundert- und tausendmal wahr; und es hilft nichts, daß wir es ignoriren wollen. — Da nun der Tod, wie wirksam auch seine Kraft sein möge, doch unmöglich in einem einzigen Augenblicke unser ganzes Wesen der Gattung nach erhöhen und verwandeln kann, so weiß ich wirklich nicht, wie solcher Ideenläugner, Klatscher u. s. w. (der sonst ein loyaler Mann sein kann) sich mit einemmale unter den verklärten Liebenden und Lobenden, wo es gar nichts zu klatschen giebt, gebehrden werde.

Man würde mich sehr mißdeuten, wenn man dieses kleine Fragment lediglich als einen Ausbruch von Bitterkeit betrachten wollte; es ist nichts weiter als ein inniges Bedauern der Liebelosen, die, so lange sie das sind, durchaus nicht an die Unsterblichkeit glauben können, oder, falls sie es dennoch wollen, sich vor ihr fürchten müssen. Auf der andern Seite braucht aber ein Solcher seinen Zustand nur ein einzigesmal deutlich und tief anzuschauen, um sich zu entschließen, aus dem unseligen Zustande des steten Negirens in den des positiven Wissens und Glaubens überzutreten. Aber freilich handeln muß er dabei, denn der bloße Akt des Sterbens kann den Menschen weder selig noch unselig machen.

23.

Der Prinz in Emilia Galotti.

(Ein Charaktergemälde.)

Einige unserer neuern Poeten — es sind sonst ganz hübsche Leute — können gar nicht recht dahinter kommen, was unsere Väter doch Alles in den Lessingschen Lust- und Trauerspielen, z. B. in Emilia Galotti, gefunden haben. Da ist kein schwarzer Mann (das heißt: Schicksal), kein Pseudo-Calderonisches Metrum, keine knisternde Pechfackelflamme u. s. w. Da ist nichts als der pure klare Verstand, und zwar von der allerverständigsten Sorte.

Wollte ich nun Alles niederschreiben, was sich gegen solche Aeußerungen einiger Modernen zu Lessings Ehre erwiedern läßt, so würde das ein großes Buch geben; ich will mich aber für's erste begnügen, bloß auf Lessings großes Talent im Cha-

rakterisiren und Individualisiren aufmerksam zu machen, und da ich mit Deutschen zu thun habe, so darf ich stets auf hohe Achtung für ein solches Vermögen rechnen. Aber Lessing ist nicht bloß im Allgemeinen geschickt in der Charakteristik; ihn zeichnet auch ganz besonders die sicherste Raschheit in der Individualisirung aus, und es läßt sich z. B. behaupten, daß er seinen Prinzen Hettore in Emilia Galotti in einem einzigen kurzen Monologe für jeden, welcher denken will, bis ins Mark hinein geschildert hat.

Schlagen wir nun auf: Emilia Galotti Act 1. Sc. 1. Der Prinz sitzt an einem Arbeitstisch mit Briefen und andern Scripturen. Er blättert ein wenig und sagt dann: „Klagen, nichts als Klagen, Bittschriften, nichts als Bittschriften! — die traurigen Geschäfte.“

Welche Worte aus einem fürstlichen Munde! Ist er nicht schon seit der frühsten Jugend auf gewöhnt worden, das große heilige Amt des Fürsten in seinem ganzen Ernste zu betrachten? Kann es ihn denn noch wundern, daß seine Unterthanen, die ja eben an ihn gewiesen sind, sich mit Klagen und Bitten an ihn wenden? Ist er denn nicht eben dazu da, zu hören, zu trösten, zu rathen

und, wenn es möglich ist, real zu helfen? und ist es nicht gerade die wichtigste der von ihm zu erlernenden Künste, zu rechter Zeit Ja und zu rechter Zeit Nein zu sagen? Aber er selbst klagt ja auch, und zwar über die traurigen Geschäfte! Sollte man nicht vermuthen, Seine Durchlaucht arbeitet überhaupt nicht gern? Man thut ihm wol nicht unrecht, wenn man ihn gänzlich arbeitsscheu nennt. Mit dergleichen Leuten ist es aber in allen Verhältnissen schlimm bestellt, und selbst nur ein fauler Kantor und Subrector, ein fauler Stadtschreiber und Stadtrichter können schon die Ordnung eines ganzen Städtchens unterbrechen; aber ein fauler Fürst — — bei dem bloßen Klang des Worts kommt uns ein Grauen an. Dieser Prinz ist aber nicht eigentlich faul, was man im gewöhnlichen Leben so nennt; er ist beweglich genug, er beschäftigt sich auch gleichsam naschend mit diesem und jenem; nur die eigentlichen Geschäfte, die ihm wirklich obliegen, sein großartiger, von der Vorsehung ihm auferlegter Beruf, der freilich viel Anstrengung kostet, der macht ihn verdrießlich.

„Und man beneidet uns noch! Das glaub' ich; wenn wir Allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden."

Das klingt ganz hübsch, deutet aber auf nichts hin, als auf Schwäche. Was geht es ihn an, ob Thoren ihn beneiden? Eine ächt vornehme Natur — und die sollte doch einem Fürsten inne wohnen — nimmt von dergleichen Geklatsch gar keine Notiz, sondern ist nur bemüht, sich selbst und der höhern Idee zu genügen, was freilich mit einem bloßen weichlichen Seufzer: „ja, wenn wir Allen helfen könnten!" nicht abgemacht ist. Besser wäre es, sich zu erinnern, daß er allerdings sehr Vielen helfen kann und helfen soll; aber er scheint, wie leider die meisten Menschen, bei dem Worte: „Hülfe" bloß an die Börse zu denken, die doch allein nie radical helfen kann, was nur vollständigem Willen und vollständiger Liebe gelingen mag.

Er findet dann beim Blättern in den Briefen die Unterschrift des Namens „Emilie Bruneschi" und geräth darüber außer sich. Zwar hat er von dieser Person nie gehört, zwar fordert sie viel, sehr viel, aber sie heißt Emilie; — gewährt! — Zuvörderst möchte man ihn sogar tadeln, daß er erst nach der Unterschrift sieht, eh' er liest; denn das deutet auf eine gewisse weibische Neugier, die dem Manne übel ansteht. Er verräth ferner nicht Liebe für

Emilia Galotti, sondern (was er nach des Dichters Willen verrathen soll) sinnlich erhitzte Verliebtheit. Sollte aber bei den guten Einwohnern seines Fürstenthums Guastalla die Sache ruchbar werden, und die speculativen Köpfe auf den Gedanken kommen, ihre Töchter sämmtlich hinfort Emilie taufen zu lassen, so würden sie doch falsch speculirt haben; denn nach sechs Wochen etwa ist es mit aller Vorgunst für diese vorbei, und es stehen vielleicht die Annen und Susannen, die Kathakrinchen und Christinchen in Gnaden. Jetzt aber flammt er noch für Emilien, und der bloße Anblick dieses Namens macht es ihm unmöglich, weiter zu arbeiten. Er hat zwar eigentlich noch gar nicht gearbeitet, aber er saß doch wenigstens und las Briefe, und auch das kann er nun nicht mehr. —

Und dies Alles würde in dem ersten Monolog sichtbar? Ganz gewiß, nur muß man nicht so lesen, wie etwa der Prinz Hettore selbst zu lesen pflegt; sondern genau. Dann stehen die Umrisse seines ganzen Charakters vollständig vor uns, und nichts von Allem, was das Stück in seinem Fortgange über ihn mittheilt, kann uns befremden. Es ist sehr begreiflich, daß ihm der Gedanke an die verlassene Orsina

höchst unangenehm ist, und da er schlechterdings keine unangenehme Empfindungen haben will, so erbricht er nicht einmal ihr Billet. Ergötzliches kann nicht darin stehen, und das Unergötzliche mag er nun einmal nicht erfahren. Daß seine grobe Vernachlässigung sie kränken werde, daß er durch sein ganzes Betragen die leidenschaftliche Frau noch um ihren Verstand bringen könne, daran denkt er nicht, weil er, wie gesagt, an nichts Trauriges denken mag. Eben so wenig befremdend ist sein Gespräch mit dem Maler, indem er sich halbweg als Kunstkenner zeigt, und wenn man ehedem diese Scene nur als ein geistreiches hors d'oeuvre betrachtet hat, so irrte man sehr; denn bei tieferm Forschen erscheint sie als durchaus nothwendig. Ein so zerfahrener Mensch wie er, würde, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz in sich selbst zerfallen und gleichsam zerbröckeln, wenn er nicht irgend Etwas hätte, das ihm als Stütze diente. Dies ist bei ihm die Liebe für die Kunst, ohne Zweifel keine ächte, sondern nur eine sinnliche; aber als solche bedeutend, aufgestutzt durch leicht zu erwerbende mittelmäßige Kenntniß, blendende Schönrednerei und Phraseologie. Auch thut er sich etwas darauf zu

Gute, für einen Beschützer der Künste zu gelten. Das ist er nach seiner Art wirklich, und wenn von der Wollust zur Grausamkeit kein großer Schritt ist, so ist doch der zur Kunstliebhaberei oder zur Kunstliebelei noch kürzer.

Meisterhaft ist ferner jener Schritt zur Grausamkeit hier gezeichnet. Er thut ihn nicht in seinem eigenen Namen, noch viel weniger mit seines Namens Unterschrift; das würde er schwerlich über sein weichliches Herz bringen. So thut denn Marinelli diesen Schritt für ihn, und bekommt dafür einen Verweis, aber auch das Geständniß, er erschrecke zwar nicht vor einem „kleinen, stillen Verbrechen"; dieses aber sei weder klein noch still. Hätte das Pulver nur nicht Geräusch gemacht, und wäre es nur möglich gewesen, die Kugel ganz leise in Appiani's Herz zu werfen, so hätte man doch das Aufsehen vermieden; so aber muß Marinelli einen Verweis bekommen, denn es bedarf nunmehr einiger Anstrengung vor der Welt, um gänzlich unbefangen auftreten zu können.

Jenes Geständniß in Beziehung auf die lautern und leisen Verbrechen hat ehedem manchen Kritiker frappirt, allein mit Unrecht, denn ein rascher, aber

sehr bedeutender Meisterzug im ersten Akt deutet bereits diese Hinneigung zur Grausamkeit an, sobald sie zum Ziel der frevelnden Leidenschaft führen kann. Es ist des Prinzen gräßliches „Recht gern", als der Rath Camillo Rota von dem Todesurtheil spricht, das zu unterzeichnen sei. Zu keiner andern Zeit würde Hettore jenes Wort ausgesprochen haben, ja es würden sich tausend bessere Stunden gefunden haben, in denen er gern begnadigt hätte, so wie er überhaupt sämmtliche Tugenden, die sich bequem auf dem Sopha üben lassen, ganz gern vollbringt. Was liegt ihm überhaupt an dem Blute dieses unbedeutenden armen Sünders? Er hätte es ihm gern geschenkt; aber die ganze Sache kommt ihm zur Unzeit. Er hat jetzt wirkliche Geschäfte, er muß ja in die Kirche eilen, um dort der betenden Emilie die erste entscheidende Liebeserklärung zu machen. Nie aber ist ein von unreiner Leidenschaft gestachelter und dabei äußerlich mächtiger Mensch furchtbarer als in solchen Augenblicken, wo hohe und schwere Pflichten ihn hemmen und seine Zeit in Anspruch nehmen wollen. Und so ist sein „Recht gern" vollkommen begreiflich. Ein Federzug ist bald gemacht, und was daraus folgt,

zu bedenken, hat er jetzt nicht Zeit, denn, wie gesagt, die Liebeserklärung kann nicht schnell genug erfolgen.

Bei so bewandten Umständen ist mir auch der Zorn des Prinzen gegen Marinelli am Schlusse des Stücks stets sehr verdächtig vorgekommen, und der Dichter hatte vollkommen recht, denselben nicht tiefer zu zeichnen. Unwillig, traurig und verdrießlich ist Hettore allerdings, denn Alles hat sich ja gegen ihn verschworen, und die schöne Emilie liegt todt vor ihm! Gegen wen soll er seinen Unmuth auslassen, als gegen den Kammerherrn? Wie wird es aber weiter werden? Wird der Prinz sich einem ewigen Schmerze überlassen und zur Reue und Buße greifen? Das würde ihm unendlich langweilig sein, und da er für alle seine Sünden nicht einmal Genuß gehabt hat, so kann er sich schwerlich überzeugen, daß er dennoch Buße zu thun habe. Meines Erachtens wird ihm die fatale verwickelte Geschichte noch die nächsten vier Wochen beunruhigen und betrüben, dann aber wird er ihrer auch ganz überdrüßig sein; denn bei der Traurigkeit kommt wenig heraus. Er läßt Marinelli wieder kommen, der das auch gar nicht anders erwartet

hat, giebt ihm noch ein paar in wohlklingenden Worten abgefaßte Verweise und will endlich von der unangenehmen Historie durchaus nichts weiter vernehmen. Nunmehr ist alles Vergangene rein aus, und er kann von neuem, um ein lustigeres Stück zu beginnen, die alte Frage thun: „Geht denn gar nichts vor in der Stadt?“

24.

Mittel gegen die Philisterhaftigkeit.

Viele hoffnungsvolle junge Leute haben jetzt endlich das kürzeste und bequemste Mittel gefunden, sich von aller Philisterhaftigkeit frei zu erhalten. Sie schelten nämlich ununterbrochen auf dieselbe los, und sollte es auch zuweilen auf eine ziemlich sterile Art geschehen, so gehen sie doch triumphirend ab und kommen triumphirend wieder zu demselben Geschäft zurück, in dem sie kein Ende finden. Es ist nunmehr unmöglich, sie selbst des Philistrismus zu beschuldigen, den sie ja eben mit lauter Stimme in den tiefsten Abgrund verdammt haben. Wunderliche Leute verlangen freilich noch mehr als bloßes Schelten, sie wollen sogar etwas Positives an die Stelle des Gescholtenen gesetzt sehen; aber mit dergleichen Sophisten soll man sich nicht einlassen,

oder, wenn sie ja einmal zu reden wagen, sie rasch überschreien.

Schlimm nur ist es, daß nach und nach gar zu Viele hinter das Geheimniß gekommen sind, woraus sich mancher Uebelstand entwickelt; ja es kann dahin kommen, daß zuletzt Alles gegen einander dran und drauf schilt, und ein ehrbarer, offenherziger, wirklicher Philister kaum mehr für Geld wird aufzutreiben sein. Was dann? Wenn dann nur nicht am Ende jene Sophisten Recht bekommen, mit ihrem verwünschten Verlangen nach positivem, philosophischem und poetischem Etwas! wenn sie ferner fortführen: man schelte gewöhnlich auf die Sünden am meisten, von denen man schon einen kleinen Beischmack habe und ein wenig angesäuert sei; bei dieser ewigen Polemik werde im Ganzen doch wenig Witz aufgewandt, auch sei es seltsam, den Philistrismus für so gefährlich zu halten, da er sich doch gar leicht abfertigen lasse, so wie überhaupt die Poesie, der Humor, die Ironie u. s. w. selbst die „Pforten der Hölle" nicht zu scheuen habe; wie viel weniger die Philisterhaftigkeit, die ja in sich selbst kraftlos und morsch ist u. s. w.

Was fängt man nun mit solchen bedenklichen Leuten an? — Das Beste und Bequemste wäre wol, auch sie augenblicklich und ohne alle Umstände für arge Philister zu erklären, und dann schnell triumphirend abzugehn.

25.

Gesellschaftsgesichter — nach Stunden.

Es ist schlimm, daß die Menschen nur selten so aussehen, wie sie eigentlich aussehen, und Gesichter machen, die sie nicht haben. Besonders ist dies in ihren eleganten Abendgesellschaften der Fall, und man würde Mühe haben, ein Mitternachts-Champagner-Gesicht am andern Tage früh Morgens beim Kaffee wieder zu erkennen. Man betrachte nur die Gesichter nach den Stunden in den Gesellschaften und man wird manches Merkwürdige finden.

Man pflegt nach 7 Uhr zusammen zu kommen, und leider geht mit diesem Kommen der Einzelnen oft eine halbe oder ganze Stunde hin. Was dabei gewöhnlich gesprochen wird, gleichsam der active und passive Willkommen, hat viel Betrübendes, ja zuweilen Entsetzliches, denn wir hören hier fast im-

mer nur dieselben längst abgestandenen, oder verwelkten Redensarten, die Niemanden ergötzen können, die man aber stets von neuem, wie eine Spieluhr, doch ohne deren Wohlklang, wieder vorbringen zu müssen glaubt. Die Gesichter haben dabei ein stehendes Lächeln, oder lassen etwas Verlegenheit und Gespanntheit sehen. Bloß einige vergnüglich wohlhabende alte Herren, die sich gewöhnlich schon durch Lachen im Vorzimmer kund gegeben haben, zeigen gleich, sobald sie der Wirthin die Verbeugung machen, ein etwas geschwemmtes, cordiales Gesicht und erinnern wol gar schon beim Handkuß an die bequemen, viereckigen Späße, mit denen sie, wie sie glauben, vor vierzehn Tagen Glück gemacht haben.

Nach acht Uhr ist die Gesellschaft gereihet, und man gelangt zu einiger Ruhe, während man mit Zierlichkeit den Thee einnimmt. Jetzt bekommen die Gesichter etwas Beobachtendes; da man aber weiß, daß man auch beobachtet wird, so hält man es für Pflicht, so interessant auszusehen als irgend möglich. Die Augen werden zu diesem Behuf bald groß, bald klein gemacht, die Stirn zeigt sich frei oder faltenreich, und um den Mund spielt ein sanftes, freundliches, witziges oder ernstes und erhabe-

nes Lächeln, je nachdem man die verschiedenen Gattungen des Lächelns für mehr oder minder interessant hält.

Gegen neun Uhr wird gelesen oder gesungen, und zwar fast immer nur sehr ernsthafte classische Sachen, denn so will es die Vornehmheit; etwa der standhafte Prinz, das Leben ein Traum, oder Iphigenie und Tasso. Der bloße Blick, mit dem einige junge Damen und Herren diese fürchterlich schönen Bücher hervorziehen sehen, hat etwas Klägliches und Bewegliches und könnte selbst einen Stein zum Erbarmen zwingen. Jene trefflichen Personen waren endlich so weit zusammengerückt, daß das angenehmste Geklatsch und die zartesten Schmeicheleien nach Herzenslust beginnen konnten, und nun sollen die guten Kinder mit einemmale der heidnischen Iphigenie, die ohnehin längst todt ist, und für die sie sich unmöglich interessiren können, in die „Schatten des ernsten, dichtbelaubten Buchenhains" folgen. Wahrhaftig, sie thun es wie Iphigenie selbst „mit schaudernden Gefühl," aber nur wenige Minuten; denn sie haben zum Glück jenes schöne Talent des Nichtaufmerkens, dessen sich bekanntlich auch Falstaff rühmt. Das Gesicht, welches sie in dieser Zerstreutheit machen, ist entweder

leer oder ängstlich, denn einen halben Sinn müssen sie doch immer aufbewahren für die Momente, in denen die wirklich zuhörende Gesellschaft sich durch Ausrufungen unterbricht, z. B. „wie göttlich!“ „wie himmlisch!“ oder — was ich am liebsten höre — „nein, dieses ist doch zu himmlisch!“ In solchen Fällen ist es unerlaßlich, mit beizustimmen, und sie sehen dann gewöhnlich recht angenehm und unschuldig-listig aus.

Von jener zuhörenden Gesellschaft kann man das nicht immer sagen. Einige behalten eine ganz trockene Kennermiene, als wollten sie sagen: „Nun, was ist es denn mehr?“ Sind es selbst Poeten, so setzen sie wol in Gedanken hinzu: „So was kann ich allenfalls auch machen, und über meine letzte Novelle im „Taschenbuche für große Seelen“ geht doch nichts.“ Andere Unschuldige finden gleichfalls das Stück so übel nicht, sehen aber mit klein gespitzten Augen genau nach, wie viel Blätter ungefähr noch zu überstehen sind. Andere dagegen sind überaus entzückt, überschwänglich, und versichern, so etwas Herrliches könnten sie bis zur Morgenröthe lesen, während wieder andere — gewöhnlich sehr hübsche junge Damen — das Schweigen vorziehen, und, mit der schönen rechten Hand das eigene

emporstrebende Herz sanft drückend, die Augen theatralisch nach der Decke des Saals hinheben. Alle diese Gesichter stehen bis nach zehn Uhr in ihrer höchsten Blüthe; aber schon in der nächsten fällt etwas Reif auf dieselben, denn da die wenigsten Menschen sich an reines Zuhören gewöhnt haben, so wird es ihnen schon zu lang, auch fängt der Hunger an, sich nach und nach bei ihnen einzustellen. Damit scheint es nun freilich eine matt prosaische Sache zu sein, indessen giebt es doch auch eine sehr bedeutungsvolle Seite, wenn wir ihn etwa als eine Neckerei der Natur ansehen, die mit dem Geiste, wenn wir ihn isolirt denken, in einem ironischen Verhältnisse zu stehen pflegt. Da ferner eine der allervortrefflichsten und zartesten Damen, die Prinzessin Imogen in Shakspears „Cymbelin" und der kraftreiche, liebenswürdige Orlando, in dem Lustspiel „Wie es Euch gefällt" die ganze Macht des Hungers empfunden und gezeigt haben, ohne dabei im mindesten weniger liebenswürdig zu werden, so, denke ich, dürfen auch wir jenes bedingenden Lebensdrangs im Vorbeigehen gedenken. Wird er nicht bald befriedigt, so sind seine Wirkungen — ihrer Gefährlichkeit zu geschweigen — auch keineswegs ästhetisch schön zu nennen. Die

blühendsten jungen Damengesichter verlieren die Farbe, und bekommen entweder etwas Müdes oder unheimlich Strebendes; die kränklichen Leute vollends ringen wie edle Kämpfer mit dem wohlbekannten hysterischen Gähnen, oder es zeigt sich — es ist horribel zu erzählen, doch kann ich diesmal bei einer so hochwichtigen Angelegenheit schwacher Nerven nicht schonen — ein gewisses krampfhaftes Nasengähnen, vor dem alle Musen und Grazien entsetzt zurückfliehen.

Endlich erscheint der Bediente mit der Botschaft, es sei angerichtet. Welche Musik liegt in dem Wort! wie rasch giebt man den Nachbarinnen den Arm! wie beleben sich die Gesichter im Strahl der neuen Hoffnung! und mit welcher Süßigkeit weht uns der Duft des köstlichen Bratens an, und wie lächeln die zierlichen Weinflaschen! Jetzt kommt der reine Genuß, in welchem sich das solide Prinzip im Menschen mit dem phantastischen mild versöhnt Wir sehen nur blühende Mai- und fruchtbare Septembergesichter; hier ist besonnene Sicherheit, ernste Andacht, Versenkung in einen großen Gedanken oder freundliche Bonhommie, künstlerische Schätzung, unbefangene Herzensfreudigkeit auf den meisten Gesichtern zu lesen. Es ist freilich

schlimm, daß es ein Geschlecht giebt, welches sich nicht anders freuen kann als bei „Tisch"; mit diesem aber haben wir hier gar nichts zu schaffen; hier ist bloß von guten und leidlich gebildeten Deutschen die Rede, die sich allerdings bei der Mahlzeit recht hübsch ausnehmen. Lasset uns ja nicht so übervornehm sein, das verachten zu wollen; ein wenig lächeln mögen wir wol darüber und dabei; doch nur ein wenig und ja ohne Bitterkeit. Einen Vortheil hat das Essen doch gewiß, indem nunmehr unsre lieben Nachbarinnen und wackern Nachbaren, die vor Tisch nicht recht zum Stehen zu bringen waren, jetzt nothwendig seßhaft werden, wobei wir die Aussicht haben, uns wenigstens noch eine Stunde in hübschen Dialogen an ihnen erfreuen zu können.

Jetzt beginnt die Geisterstunde, in der der Mensch gewöhnlich den meisten Geist zu verbrauchen pflegt, wenn er nämlich nicht schläft, und da aller Geist die Gesichter schön macht, so würden wir jetzt den köstlichsten Anblick haben, wenn nicht zwei üble Umstände einträten. Der erste ist ein ganz ordinairer und schreibt sich her von der traurigen Angewöhnung vieler Menschen, entweder sehr unmelodisch laut zu reden oder unverständlich zu lispeln.

Aus dem ersten wird bei geistiger Erregung ein widriges Schreien, das dann der andere überbieten möchte, wogegen sich aber der erste wieder auflehnt und so ins Unendliche fort, so daß es scheint, als solle bloß die größere Kraft der Lunge den Sieg entscheiden. Wir dürfen uns deshalb auch nicht wundern, wenn manche Gesellschaften völlig heiser nach Hause kommen. Ein Schreier aber, und vollends eine Schreierin hat nie ein erfreuliches Gesicht, so wie leider die Lispler und Lisplerinnen eine gemachte Süßigkeit auf dem Antlitz zur Schau tragen, die, je weiter sie bei jener höhern Erregung um sich greift, immer widriger wird. — Der zweite böse Umstand aber liegt in dem Fehler der meisten geistreichen Leute, daß sie ihren Witz nicht bloß zeigen wollen — das sei ihnen unverwehrt und ist dankenswerth — sondern daß sie an demselben ein zu großes Wohlgefallen finden: ein Gefühl, welches sich auf manchen Gesichtern völlig eingewohnt hat, so daß sie stets selbstgefällig Me voilà! zu sagen scheinen. Ein solches Me voilà-Gesicht ist aber nie schön, und kann leicht unerträglich werden. — Besser ist es in jedem Falle, die Geisterstunde nur im Kreise der auserwähltesten Freunde und Freundinnen zuzubringen, oder, da wir, wie gesagt, in der-

selben nur zu viel Geist und Kraft auszugeben pflegen, uns in die Wellen des Schlafes und in das Zauberreich der Träume zu versenken, womit denn auch die Aerzte am meisten zufrieden sein möchten.

Was in der nächsten Stunde von 1 bis 2 zu hören und zu sehen ist, wird immer bedenklicher und verworrener. Das Ankämpfen gegen die Natur, die sich nie ungestraft beleidigen läßt, wird immer sichtbarer, es zeigen sich gespitzte, krampfhafte, ängstlich hüpfende Bewegungen auf den Gesichtern, die Augen verlieren ihren Krystall und sehen verwischt und verschwommen aus; da man aber überall fühlt, daß es so sei, und doch verdrießlich wird, daß es so ist, so nimmt man schnell seine Zuflucht zu einer neuen Exaltation, die sich rasselnd und kreischend zu bekunden pflegt, bis endlich in der Stunde von 2 bis 3 nicht bloß alle Musen und Grazien — die sind schon längst geflohen — sondern selbst die untersten übergutmüthigsten Kammermädchen jener Göttinnen davonrennen, weil sie die Gesichter, auf denen Zinnoberroth und Kreideweiß unverschmolzen und grell neben einander steht, nicht länger mit ansehen mögen.

Und was wünsche ich denn nun? — Für jetzt,

lediglich die Aufschrift dieser kleinen Bemerkungen vor Augen habend, zuvörderst nur, daß ihr selbst (und mithin auch eure Gesichter) stets wahr sein möchtet, wie zu Hause, so in der Gesellschaft. Damit aber diese Wahrheit auch eine erfreuliche sei, so bemühet euch um bescheiden reine Menschenbildung, die freilich, wie wir Alle wissen, nicht ohne innige und tiefe Menschenliebe zu erreichen ist. Steht es aber so mit uns, und sind wir ganz wahr, so hat es, wie bereits erwähnt worden, mit unsern Gesichtern keine Noth, und sie werden schon auch wahr aussehen. Ich weiß recht gut, daß ich damit etwas Altes sage; es liegt aber auch etwas sehr Wichtiges in diesem Uralten, und ich bin gewiß, daß viele Leser, die auch in dieser Hinsicht ein gutes Gewissen haben, sagen werden: „Das wußten wir längst und so haben wir auch immer gehandelt,“ worüber ich denn meinen herzlichen Glückwunsch freudig abstatte.

Zweitens: Was die gewöhnlichen Stunden der Gesellschaft betrifft, wie ich sie hier angegeben habe, so bin ich freilich lange nicht stolz genug, um zu glauben, daß mein Reden dagegen sonderlich helfen werde; da indessen ein gutes Wort zuweilen eine gute Stelle findet, so möchte ich wenigstens zu

bedenken geben, daß alle diese neuern Gesellschafts-verhältnisse, zu denen auch das Abendessen um oder nach Mitternacht gehört, nur erst seit etwa vierzig Jahren walten, und daß sämmtliche frühere Jahrhunderte eine ganz andere natürliche und eben deshalb bessere Einrichtung zeigten. Es ist interessant, sich durch Bücher, und noch interessanter, sich durch wackere Greise und Greisinnen darüber unterrichten zu lassen, und so würde z. B. die Frage: „Wie stand es mit dem geselligen Verkehr gebildeter Familien in Berlin, etwa um 1770 oder 80, in Beziehung auf die Eintheilung der Zeit?" Stoff zu gar manchen Aufsätzen geben, die, wie ich glaube, nicht ungern gelesen werden dürften.

26.

Die zwei Wünsche.

Als Kind und Knabe hatte ich zwei literarische Wünsche, die, so oft ich mir auch sagte, sie seien kindisch, dennoch immer wieder kamen. Ich wünschte zuerst ein vortreffliches Buch zu finden, das nie ein Ende nähme, ein Gedanke, der mir einmal beim Don Quixote aufstieg, den auch ein Knabe (freilich auf seine eigne Hand und wunderlich genug) zu genießen weiß. Ich erschrak nämlich gar sehr, als ich den letzten Theil in die Hand bekam, und der Genuß, den er mir gewährte, wurde dadurch zu einem tragischen, daß ich mir wiederholte, es sei doch der letzte, und nach wenigen Blättern sei die herrliche Geschichte aus. Der zweite Wunsch war wo möglich noch kühner, es sollte, verlangte

ich, ein ganz vollendetes, ein ganz vollkommenes und auch von allen Menschen als durchaus unverbesserlich anerkanntes Buch geben, denn nichts konnte mich so sehr betrüben, als das Aber, welches doch nun einmal jedem, auch dem größesten, Lobe in dieser Welt folgt und folgen muß. Ich will es nur gestehn: zuweilen überfiel mich der Gedanke an dieses ewig wiederholte „Aber" mit einer solchen Schmerzlichkeit, daß ich den gefährlichen Satz aufstellte, da es einmal so schlimm bestellt sei, so komme nicht viel darauf an, ob nach dem Aber große oder kleine, zahlreiche oder wenige Ausstellungen folgen sollten.

Ich denke, der Mann kann dem Kinde vergeben, das solche Wünsche hat, indem er längst inne geworden ist, daß der Genuß, den ein ächtes Kunstwerk giebt, nie zu Ende geht; denn was würden wir wol von dem Kunstliebhaber halten, der uns sagte: „ich habe nunmehr den Don Juan zehnmal gehört, und den Egmont zehnmal gelesen, jetzt bin ich für immer fertig." Das wäre gewiß ein recht armer Mann.

Was endlich das „ganz vollkommene Buch"

betrifft, so können wir es unmöglich von Menschen verlangen, und wir werden uns deshalb nach einer Schrift umsehen müssen, die wir die heilige und göttliche nennen dürfen. Und Gottlob, die haben wir ja.

27.

J. J. Griesbach.

In dem rasch und reich fortblühenden Journal „Zeitgenossen" findet sich (dritte Reihe, Band 1. 8.) eine Biographie Johann Jakob Griesbachs, von Bernhard Rudolph Abeken, die die Theilnahme jedes denkenden und fühlenden Lesers auf die erfreulichste Weise in Anspruch nehmen muß. Der Mann, dem wir hier begegnen, war *), was wir in unserer eben so treuherzigen als geistreichen Sprache einen ganzen Mann nennen, tüchtig, vollständig und aus Einem Stück. Ohne Zweifel hat er, bei allen Verdiensten, dennoch als Theologe auf dem Katheder mündlich, und als Autor schriftlich mitunter auch „geirrt"; denn wer würde wol

*) „Nach dieser Darstellung" muß ich hinzusetzen, denn ich selbst habe G. nicht persönlich gekannt, doch hat ihn diese Biographie so deutlich hingestellt, daß ich ihn zu kennen glaube.

den bekannten Spruch: „es irrt der Mensch so lang er strebt“ jemals zu Schanden machen? Aber als innerer Theologe, wenn ich so sagen darf, war er gewiß noch bedeutender. Wie ist in diesem Manne Alles so rein und klar, so kindlich und doch so kraftvoll! so bescheiden und demüthig, und doch so kühn und sicher! Welch ein guter, in liebendem Gehorsam seine höchste Freude findender Sohn, welch ein trefflicher, auf Ein Ziel gerichteter Reisender, welch ein redlicher Ringer und Arbeiter im Dienste der Wissenschaft, welch ein treuer Bürger, Ehemann und Freund! Und das Alles — möchte ich hinzufügen — auf eine entschieden deutsche Weise. Damit aber dieser Zusatz nicht mißverstanden werden könne, so will ich ihn zu erklären suchen, indem ich darauf hindeute, daß Gr. alle diese Tugenden übte, ohne sich jemals selbstgefällig zu bespiegeln, gleichsam als müsse das Alles so sein und verstehe sich ganz von selbst.

Er mag das Wort „Ironie“ nur sehr selten, vielleicht kaum alle Jahre einmal ausgesprochen haben, und würde gewiß sehr betrübt worden sein oder auch gelacht haben, wenn er hätte hören müssen, daß so viele neumodige Herren sich jenes herrlichen Worts vorschnell bemächtigt haben; dafür aber

war er ein ächter religiöser und poetischer Ironiker. So gestehe ich gern, daß mich das Umlaufschreiben an seine Freunde, in welchem er, der einundsechszigjährige Mann, seine Erlebnisse vor, während und nach der Schlacht bei Jena schildert, wahrhaft entzückt hat. Er erklärt zuvörderst den eindringenden Soldaten mit einer Art von ironischer Pedanterie, daß er als ein stiller, frommer deutscher Gelehrter eigentlich mit dem Kriege gar nichts zu thun habe, läßt sich aber die Entgegnung der französischen Soldaten, ihre Waffenarbeit sei eine so schwere, daß sie sich auf alle Weise dafür bezahlt machen müßten, so ziemlich gefallen. Man fordert ihm nicht ganz ohne Höflichkeit seine Uhren ab, seinen Trauring, seinen Dolland, sein Gold, sein Silber. — Das ist freilich nicht angenehm, aber was ist es nun mehr? Das läßt sich ja Alles wieder erwerben. Sein schöner Garten, das herrliche Werk eines einunddreißigjährigen, naturliebenden Fleißes, wird 'geplündert und verwüstet; — das ist schon schlimmer; aber „der neue Lenz bringt neue Saaten mit" sagte ja sein ehemaliger, damals schon heimgegangener vieljähriger Freund und Hausgenosse Schiller. Warum also über die Verwüstung sich sonderlich grämen? Die alte treue Erde

selbst können ja die Plünderer doch nicht mitnehmen, und sie wird sich schon einmal wieder öffnen und neue Blumen und Früchte bieten. — Aber (so redet der finstre Augenblick) das Rad der Zeit rollt so furchtbar zerstörend daher, und das Böse scheint zu siegen! — Das scheint nur so und kann nicht sein. Lebt ja doch der alte Gott noch und die liebe Gattin und die treuen Freunde; da läßt sich alles Gute und Schöne hoffen.

Von allen diesen Tröstungen schreibt Griesbach auch nicht ein einziges Wort, denn das ist gar nicht mehr nöthig, eben weil sich, wie bereits oben erwähnt wurde, bei ihm von selbst versteht, daß man stets getrost sei, weshalb es auch lediglich die Sache des Kritikers ist, jenen Trost hinter den Zeilen zu lesen und auszusprechen. Ist es aber nicht eine wahrhaft religiöse Ironie zu nennen, wenn wir den alten kranken Professor so ruhig dastehen sehen? Ihn jammern ordentlich die Plünderer, wie uns jeder Mensch jammern soll, der sich unwürdig beträgt; zum Zorn gelangt er gar nicht gegen dieselben.

Daß nun ein solcher ruhiger, gotterfüllter Mann die größten Männer, und unter ihnen die größten Dichter zu Freunden bekam, darüber sollen wir

uns durchaus nicht wundern, denn es sollte sich billig immer von selbst verstehen, obwol dies leider nur selten der Fall ist. Griesbach hat, so viel ich weiß, nie ein Gedicht verfaßt, vielleicht auch nie einen Reim gemacht, und er würde sich gewiß sehr verwundert haben, wenn man ihn jemals hätte einen Dichter nennen wollen. Da man indessen auch ohne aufgeschriebene Gedichte und Reime ein Dichter sein kann, z. B. wenn man die bekannte Aufgabe des Dichters, „das Unendliche im Endlichen darzustellen", durch sein eigenes ganzes Leben löset, so möchte man ihn doch wol einen trefflichen Dichter nennen dürfen. Ich weiß recht gut, daß die Menge von jener Aufgabe nichts wissen will und daß diese Worte durch zu häufigen Gebrauch und nicht seltenen Mißbrauch in Mißcredit gekommen sind; indessen soll man doch suchen, sie durch den rechten seltenen Gebrauch wieder zu Ehren zu bringen. Schiller verstand sich ganz darauf, er fand in Griesbach und dessen Gattin innige Freunde, und wir danken Herrn Abeken herzlich für die Mittheilung eines kindlichen Gedichts, das Schiller im Namen seines jungen Sohnes zur Geburtstagsfeier der bewährten Freundin verfaßt hatte (S. 52.) — Dergleichen Gedichte vertragen kein besonderes Lob,

ja sie sind für den innerlich Erkälteten, der für dergleichen Feste keinen Sinn hat, gar nicht vorhanden. Für den Bessern sind sie gerade so recht und können durchaus nicht anders sein, was freilich das höchste Lob andeutet.

Wenn wir uns aber über Schillers und Goethe's Verhältniß zu dem Griesbachschen Hause gar nicht verwundern, so erregt es allerdings ein angenehmes Staunen, daß auch Wieland, und zwar gegen das Ende seines Lebens, noch ein inniger Freund und Verehrer des theuern Mannes wurde. „Der Verfasser dieser Biographie (heißt es S. 38.) erinnert sich mit großer Freude und Rührung, wie er einst (es war im August 1809 und Wieland damals 76 Jahre alt) auf einer Wanderung begriffen, um Mittag in Griesbachs Garten einkehrte, und die beiden Freunde, die Gattin des einen und die Tochter des andern, am Tische fand. Das Gespräch war ernst und lebhaft, und zeugte von der heitern, ungezwungenen Ehrerbietung, die die eigentliche Seele der Geselligkeit ist. Und als Griesbach gegen das Ende der Mahlzeit das Wort geführt, da war der 12 Jahre ältere Wieland so durchdrungen von der Würde, die des Freundes Wort und ganzes Wesen aussprach, daß er, vom Tische

aufstehend, dessen Hand faßte und wiederholt, mit der Miene der innigsten Ehrfurcht und Liebe küßte." — — — Es ist gewiß meistens ein trauriger Anblick, wenn ein Mann dem andern die Hand küßt; aber das Gefühl der hohen Verehrung hat seine eignen Rechte, die wir stets respectiren wollen. Nur der Wunsch drängt sich auf: möchte Wieland ein solches Gefühl 40 oder 50 Jahr früher empfangen haben, welch ein Licht würde von dort aus über seine ganze schriftstellerische Thätigkeit geleuchtet haben! —

28.

Zur Erziehungslehre.

Bei der Erziehung eines Mädchens ist kaum Etwas wichtiger als die Zeit, in der sie zuerst Liebe für die Poesie zeigt. Sie wird dabei meistens höchst unbeholfen in der Wahl der Bücher erscheinen, und es ist ein Glück, wenn sie zufälligerweise zuerst auf Goethe und nicht auf Cramer oder Spieß stößt. Es ist dem Mädchen eine neue Welt aufgegangen, die sie aber selbst am wenigsten versteht. Da nun diese Welt durch nichts Anderes als Liebe bewegt werden kann, so will sie von dieser Liebe, die sie dunkel ahnet, irgend Etwas wissen, und wendet sich deshalb, wie durch einen Instinct, an die Dichter, die ohne Zweifel das Meiste davon wissen müssen. So wird die Poesie das Bedürfniß ihres Herzens, denn sie eben soll ihr selbst Auskunft geben über ihr Herz, und es ist von großer Wichtigkeit, wel-

cher gedruckte Lehrer ihr zuerst in die Hände fällt. Mit den kindischen und kindlichen Kinderschriften, mit den naturgeschichtlichen Bilderbüchern, den moralischen Erzählungen u. s. w. hat es nun ein Ende, ja sie wird diese meist unschuldigen Bücher jetzt ungerechterweise völlig hassen und verachten. Die idyllische Kindheit soll mit einemmale in romantischen Farben glühen, und man kann ihr selbst höllische Flammen, Leichenfarbe und Leichenduft, verbrecherische Liebe u. s. w. in grellen Gemälden hingeben; sie wird sich daran erlaben. Seltsam ist es — wenigstens habe ich diese Erfahrung gemacht — daß oft die zartesten Mädchen fast kein Schauspiel so sehr lieben als „Kabale und Liebe.“ Wie wenig sie selbst auch — die sonst guten, lebenslustigen Kinderchen — mit Luisen ernstlich wünschen möchten, ein Blümchen zu sein, das der Liebende zertreten soll, oder ein sanftes Abendlüftchen, seine glühende Wange zu kühlen; diese Empfindungen selbst werden dennoch immer ein unendliches Interesse für sie haben, und ein Liebhaber wie Ferdinand von Walter, der im zwanzigsten Jahre schon Major ist, und in der glänzendsten Uniform die hitzigsten und sanftesten Liebessachen spricht, geht ihnen über Alles. Gleicht auch ein solcher Jüng=

ling einem rollenden Feuerrade, an das ein zartes Wesen eigentlich nicht gern möchte gebunden sein, dennoch wird es sich durch die Flammenpracht, nicht wenig angezogen fühlen, so wie überhaupt jenes Stück und einige ihm ähnliche nicht nach der gewöhnlichen ästhetischen Elle gemessen sein will, die es, wenn ich so sagen darf, mit verbrennt. Es übt eine wunderliche Kraft auf junge Herzen aus, die der ruhige Vierziger nur durch Erinnerung ahnet, während vollends die noch ruhigere Vierzigerin alle dergleichen poetische Ueberschwänglichkeiten in den Abgrund der Hölle oder in den Laden des Gewürzkrämers werfen möchte, lediglich um mit ihrem sechszehnjährigen Töchterchen weniger Mühe zu haben. Das hilft aber nichts, und die gewöhnlichen Mittel, z. B. Verschließen solcher Bücher, sind sogar schädlich. Es giebt einen Hunger nach Poesie, der sich wie der leibliche Hunger durch keinen Befehl vertilgen läßt, die Tochter wird ins Geheim ihre Maaßregeln zu treffen wissen, und die angeborene List wird ihr leicht Mittel an die Hand geben, sich einen Genuß zu verschaffen, der durch das Verbot und die Heimlichkeit neue Reize gewinnt.

29.

Bücherleser und Bücherkäufer.

Es giebt Dinge in der Welt, über die man nur mit dem peinlichsten Gefühl und Erröthen sprechen und lesen kann, doch ist es nöthig, sie zuweilen zu berühren, damit es nicht immer ärger damit werde. Zu diesen fatalen Sachen gehört auch die Zähheit der Deutschen im Bücherkaufen. Wie übel es damit bestellt sei, davon kann man sich leicht überzeugen. Erzählt nur z. B. in einer hochgebildeten Thee=, Punsch= oder Bratengesellschaft etwa zu Weihnachten, daß in der nächsten Ostermesse das lang erwartete Werk des vortrefflichen A. erscheinen werde, so ruft die ganze Gesellschaft ihre dithyrambische Freude darüber aus, und ihr wünscht dem guten A. und seinem trefflichen Verleger Glück. Geirrt! — Von allen diesen Rufern lesen es vielleicht zwei oder drei, aber kaufen wird es sich wahrschein=

lich kein einziger. „Man wird es ja wol geliehen bekommen, denkt ein jeder, und ich kann ja auch warten.“ — Ehedem setzte sich jeder gebildete Mensch mehr oder weniger jährlich aus zum Bücherkauf, und verweigerte lieber jeden andern Theil seiner Ausgaben als diesen; jetzt ist ein solcher, der ohnehin gewöhnlich zu den ärmeren gehört, nur als rühmliche Ausnahme zu betrachten. Bei vielen heutigen Deutschen ist selbst der bloße Gedanke des Bücherkaufs ein völlig fremdartiger geworden, und sie sehen theils roh, theils unbehülflich, theils sonderbar befremdet aus; auch wol leidend, („wie etwa eine kranke Lerche“ würde Jean Paul hinzusetzen, „die man mit einem in Oel getränkten Stecknadelknopf klistiren will“), sobald man ihnen einen Bücherkauf ansinnt. Und doch ist von Büchern die Rede, die sie wirklich lieben, und nach denen sie sich auf ihre Weise sehnen. Sie schicken alle Morgen den Bedienten zu irgend einem guten Freunde, der das Buch hat, und wenn sie zehnmal die Antwort bekommen, er lese es selbst noch, oder habe es bereits an andere Sehnsüchtige geliehen, so nehmen sie das zwar endlich ein wenig übel, verlieren jedoch die Geduld nicht, und schreiben deshalb wol gar Briefe über Briefe. Will man es auf immer mit

ihnen verscherzen, so antworte man, daß in der Peter- und Paulstraße, bei dem Buchhändler So und So die saubersten Exemplare für einen oder zwei Thaler zu bekommen seien. Davon wollen sie eben nichts wissen, und es ist ihnen fatal, davon zu hören. Wie weit in dieser Hinsicht die Schamlosigkeit geht, darüber nur Ein Beispiel. Vor etwa funfzehn Jahren machte ein historisches Werk bedeutendes Aufsehen, und es wurden in einigen Gesellschaften pikante Stellen aus demselben vorgelesen. So kam es denn, daß in andern Zirkeln an einen gewissen vornehmen, reichen und wissenschaftlich gebildeten Mann häufig die Frage gerichtet wurde, ob er das Buch noch nicht gelesen habe. Er mußte Nein antworten, anfangs mit Ruhe, späterhin mit Verdruß, und sagte endlich unbedenklich: „ich werde an meinen Untergebenen, den Geheimen Secretair Z. schreiben, der hat dergleichen.“ Der arme Secretair hatte das Buch von dem Verfasser selbst geschenkt bekommen, wollte sich nicht gern auf das Verleihen eines solchen Prachtexemplars einlassen, und suchte deshalb Ausflüchte. Man ließ ihn anfangs gewähren, doch empfing er nach und nach drei oder vier leidliche Mahnbriefe, bis endlich ein fünfter höchst empfindlich und drin-

gend ihn vermochte, ein zweites Exemplar zu kaufen, das er sodann seinem Obern lieh, der es — nie zurückgab. Auch diese letzte Unart ist gar nicht selten, und es giebt manche, sonst sehr gewissenhafte Männer, welche die geborgten Bücher, sobald sie dieselben durchblättert, nebst deren Verfasser und Besitzer gleich vergessen, und ich habe Leute gekannt, die selbst einräumten, es möchten in ihren Bücherschränken wol ein halbes Hundert geborgter Bücher stehen, wobei sie sich jedoch mit dem Umstand beruhigen, daß sie vielleicht selbst ein halbes Hundert ausgeliehen und nicht wieder bekommen haben. Fast eben so heillos ist die Unart, geliehene Bücher durchraucht, beschmutzt, mit sogenannten Eselsohren u. s. w. versehen, zurückzusenden. Da jedoch diese unsittliche Sache auch eine höchst ekelhafte ist, die allen Scherz verscheucht, so will ich nur kurz erwähnen, daß es am zweckmäßigsten ist, dergleichen Bücher dem Verderber zur Strafe zurück zu schicken. Dem Besitzer wird es nicht schwer werden, denn eine mit Kaffeeflecken beschmutzte Iphigenie, ein durchrauchter Romeo kann ihn schwerlich mehr erfreuen, und er wird wohl thun, sich die beiden herrlichen Gedichte, wenn er sie nicht gleich wieder anschaffen kann, fürs Erste nur zu denken

und in der Phantasie zu reproduciren. Sollte jemand meinen, die Strafe sei doch zu hart, so gebe ich es in gewissen Fällen zu, muß aber hinzusetzen, daß doch auch Fälle vorkommen, wo sie nicht einmal als Strafe empfunden wird, und wo man vielmehr ganz cordial für das geschenkte Werk dankt; von welchen Gräueln mir wenigstens zwei bis drei Beispiele bekannt sind.

Lustiger ist es, bloß an die Leichtsinnigen, Unwissenden u. s. w. zu denken. Sie haben sich alle gewöhnt, gelegentlich auf unsere Literatur stolz zu thun, und die Erinnerung an die trübe Vergangenheit (1806), in der wir auch als Nation in unserer Sprache und unserm Schriftenthum den höchsten, aber auch fast einzigen Trost fanden, ist noch nicht verwischt; sie mögen es gleichfalls wohl leiden, daß seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sämmtliche gebildete europäische Völker zum Eifer für deutsche Bildung angeregt worden sind. Daß sie aber auch etwas für diesen Ruhm thun sollten, und zwar fürs Erste durch den Kauf trefflicher Werke; daß der Setzer, Drucker, Buchhändler und Verfasser leben wollen, stört ihre Ruhe nicht, denn sie denken nie daran. Bloß den Papierfabrikanten setzen sie einigermaßen in Nahrung und zahlen ihm

gern die Groschen für die Velinbogen, auf denen sie ihre — Bittbriefe um Bücher abfassen. Uebrigens ist es, als meinten sie, ein Buch schreibe und drucke sich von selbst, mache deshalb auch gar keine Kosten, und wenn man deshalb einmal etwa beim Thee erklärt, das und das Buch sei recht hübsch, so habe man sich mit allen Pflichten gegen dasselbe abgefunden.

Besser steht es im Ganzen mit den Frauen; ihre Unbekanntschaft mit dergleichen buchhändlerischen Angelegenheiten ist oft höchst unschuldig und naiv, und man darf ihnen nur die Sache ein wenig auseinandersetzen, so zeigen sie vielen Eifer. Nur dauerhaft ist er nicht immer, und man wird wohl thun, zuweilen zu erinnern, die schönen Vorsätze nicht unausgeführt zu lassen, oder noch besser: sogleich dem Bedienten zu klingeln, der aus dem Munde der Dame den gehörigen Auftrag erhalten soll. Uebrigens ist es auch nicht das Geschäft der Frauen, die Intelligenzblätter nach neuen ausgezeichneten Büchern zu durchlaufen, dem müssen sich die Männer unterziehen, und besonders der Hausfreund, der in keiner wohlorganisirten Familie fehlen sollte, aber auch nicht genug geachtet werden kann, da so manche stehende Familienseen und

Familiensümpfe steter Anregung und frischer Quellen bedürfen.

„Aber was hilft das Alles?" — so unterbrechen mich vielleicht Manche — „wir sind nicht reich und haben kein Geld, um Bücher zu kaufen." Ganz gewiß sind wir Deutschen kein reiches Volk, wir sind vielmehr schon sehr lange, d. h. seit dem dreißigjährigen Kriege, als entschieden arm zu betrachten; aber wir sind Gottlob ein honett-armes, und durchaus nicht dürftiges Volk. Auffallend ist es überhaupt, daß man die Klagen über Armuth, oder die kalte Erklärung „man sei arm" nur in gewissen Fällen zu hören bekommt, während in hundert andern Beziehungen nie davon die Rede ist. Für die Oper und die Rosse, für Badereisen, Landwohnungen, Ueberfluß an Kleidern, Putz u. s. w. haben wir immer noch Geld genug; aber wenn wir hören, daß Goethe's Farbenlehre zehn Thaler kostet, so rufen Viele: „das kann ich nicht daran wenden" und wenden es an die nächste — Redoute. Habe ich etwa eine Abneigung gegen die Oper? die Badereisen? die Landwohnungen u. s. w.? Ach nein! sie sind mir nur zu lieb, und ich weiß sie recht durchzugenießen, aber ich möchte nur an das alte Wort

erinnern: „das Eine thun, und das Andere nicht lassen.“

Es ist gewiß, daß wir auf den Besitz manches guten Buches Verzicht thun müssen, aber wir sollten nur nicht zu oft, nicht zu früh und gleichsam a priori resigniren. Haben wir denn nie versucht, für ein treffliches Buch Wochen oder gar Monate lang zu sparen? Und haben wir nie die Freude empfunden, die uns dann endlich ein so errungenes Buch gewährte? Ich erinnere mich eines unbegüterten Freundes, der in dem trüben, geldarmen Jahre 1807 den Muth hatte, sich sämmtliche Werke Calderons aus Cadix zu verschreiben; er hatte aber auch ein ganzes Jahr dafür gesammelt. Nie werde ich das innig frohe — fast möcht' ich sagen entzückte — Gesicht vergessen, mit dem er den, endlich durch die Post theuer genug empfangenen Kasten, und sodann die einzelnen Theile öffnete. Eine Dame, die nichts davon wußte, sagte ihm am Abend desselben Tages: „Sie sehen ja so heiter aus wie ein glücklicher Bräutigam.“ — So war ehedem auch noch — es ist eine Erinnerung aus meinen Kinder- und Knabenjahren — die gute Sitte, daß unbegüterte Freunde und Bekannte, um ein theures Buch bald zu bekommen, ohne alle

thörichte falsche Schaam zusammenlegten, ein Geschäft, das gewöhnlich durch harmlose Scherze gewürzt wurde. Langte das Werk dann endlich an, so erließ der Empfänger einen Hirten- und Cirkelbrief an sämmtliche Theilnehmer, und man kam am Abend in einem wohl durchwärmten gastlichen Zimmer oder in einem schönen kühlen Gartensaale zusammen, wo das sauber geheftete Buch erst aufgeschnitten werden mußte, weil der erste Empfänger, wie er selbst mit stolzem Lächeln rühmte, seine Begierde nach dem Werke besiegt hatte, um nicht früher zu genießen als die andern Theilnehmer. Auf diese angenehme Weise, wobei es Niemandem einfiel, die Begränztheit seiner Börse zu verhehlen, sind nicht selten die Schillerschen Musenalmanache bei ihrem ersten Erscheinen, Herrmann und Dorothea (ein Taschenbuch, das in der ersten Ausgabe ziemlich theuer war) genossen worden, und gewiß mit reinerm Vergnügen als der einsame Leser zu empfinden pflegt, der, auf dem Sopha hingestreckt, sie endlich nach halbjährigem kalten Warten durchstöberte. Um endlich noch ein schlagend trauriges Beispiel von der heutigen Kälte und Kaufscheu zu geben, will ich nur rathen, die Theilnahme an den Horen (1795 ff.) mit der an „Kunst und Alter-

thum" (1816 bis heute) zu vergleichen *). Ich weiß nicht mehr, wie viel tausend Exemplare von dem ersteren Journal in Deutschland verkauft wurden; das Verzeichniß der Pränumeranten ist jedoch gedruckt und erregt freudiges Erstaunen; mit welcher kleinen Anzahl Exemplare von „Kunst und Alterthum" sich jedoch die Deutschen begnügen, darüber walten Gerüchte, die man entsetzlich nennen möchte, die jedoch so häufig vorkommen, daß leider etwas Wahres daran sein muß. — Und was ist es für ein Journal, dessen hier gedacht wird? Mögen wir immerhin mit manchem einzelnen Urtheil Goethe's, das er hier niedergelegt hat, uneinig sein und bleiben, selbst den Kältesten muß es doch wenigstens im hohen Grade interessant sein, genau zu erfahren, was jetzt der von ganz Europa für den größten Dichter erkannte Schriftsteller als Greis uns zu geben für gut findet. Wen muß es nicht rühren, daß Goethe, der sonst in unendlicher Vor-

*) An die Zeit des ersten Auftretens Gellerts, Klopstocks und Goethe's wollen wir hier lieber gar nicht denken, weil allerdings der Frühlingsaufgang sich nicht wiederholen kann.

nehmheit niemals in eigener Person zu dem Publikum sprach; der vom Jahr 1770 bis etwa 1810 niemals sich überwinden konnte, auch nur eine Vorrede zu einem seiner Werke zu schreiben, jetzt bei hohem und höchstem Menschenalter, wie etwa ein edler, stets sanfter werdender Vater seine Kinder, Enkel und Urenkel zusammenruft, um ihnen auf eine neue trauliche Weise zu erzählen, wie er Leben, Wissenschaft und Kunst geübt hat und — zu vereinigen sucht. — Und doch diese Kälte der Mehrheit gegen ein solches Unternehmen! und doch ...... Ich will lieber abbrechen und an Napoleons Wort gedenken, daß man, wenn schwarze Wäsche zu reinigen ist, nicht die Nachbaren herbeirufen solle. — Schließen aber kann ich den Aufsatz nicht, ohne noch hinzuzufügen: Erstlich, daß ich überhaupt die ganze Sache nur leicht und obenhin berührt habe. Denn was würde erst herauskommen, wenn z. B. die erfahrungsreichsten Buchhändler die Zahl der Exemplare angäben, die von den Werken der deutschen Autoren erster und zweiter Klasse gekauft zu werden pflegen? Zweitens versteht es sich von selbst, daß die Zahl in höherm Sinne nichts entscheidet, und daß, wenn der Tadel Viele

trifft, das Lob für die schönen — doch auch nicht ganz wenigen — Ausnahmen desto größer wird. Und so wollen wir denn von der Zukunft immer Besseres hoffen, sollte uns auch das Hoffen etwas schwer gemacht werden.

30.

Bewährtes Mittel, in der größten Geschwindigkeit berühmt zu werden.

Da es jetzt einige Schriftsteller giebt, die gar zu gern in der größten Geschwindigkeit und gleichsam über Nacht berühmt werden möchten, so wählen sie dazu meistens ein altes Mittel, das immer noch hie und da etwas Erfolg hat: Ungenirte Frechheit und lächelnde Unverschämtheit. Leider aber wird doch endlich der Markt durch Ueberfahrung verderbt, und es zeigt sich nicht genug Originalität und Erfindungsgeist in der Sache. Ich glaube daher, mir ein Verdienst zu erwerben, wenn ich hier neue Bahnen eröffne, besonders für die, welche vom Widersprechen und Schelten leben. Man wähle z. B. einen bestimmten Grundsatz, der jedem Rechtlichen theuer ist; etwa den: „Du sollst Dein Vaterland lieben" oder „ein Mann ein Wort" und

erkläre denselben für höchst abgeschmackt und seicht; oder wenn etwa die „Dankbarkeit" als eine löbliche Sache gerühmt wird, so erwiedere man keck: sie sei doch eine bloße Schwäche oder höchstens Hundetugend, und wer sie höher halte, habe seine Ansicht noch aus dem völlig jämmerlichen achtzehnten Jahrhundert her, u. s. w.

Geht man in die Geschichte hinein, so kehre man das Unterste nach oben. Miltiades und Epaminondas sind lange genug für tugendhafte und tapfere Feldherren gehalten worden; wie wäre es, wenn wir sie einmal plötzlich für thörichte Phantasten erklärten? — Tiberius gilt bereits seit achtzehnhundert Jahren für einen Mann voll böser Tücke und zäher Sündhaftigkeit; warum haben wir ihn nicht längst für einen sehr gefühlvollen, menschenliebenden und weisen Fürsten ausgegeben? — Noch schlimmer steht es mit dem armen Nero, und es wäre ein artiges Unternehmen, ihn wieder in guten Ruf zu bringen. Könnte man ihn nicht zuvörderst für ein großes poetisches Genie erklären, das nicht mit dem gewöhnlichen Maaßstab zu messen sei? — Daß er Rom in Brand steckte, ist freilich ein bischen überschwenglich; indessen will doch ein Fürst, und noch dazu ein so poetischer, auch

einmal etwas Grandios=lustiges sehen, und wir wissen ja, daß sich der originelle Herr an der Flammenpracht geweidet und dabei von der Zerstörung Trojas anmuthig gesungen habe. Soll er sich denn nach seinen mühseligen Kaiserarbeiten gar nicht erholen dürfen? und bloß weil die moralische Engherzigkeit gegen dergleichen in's Große gehende Späße allerhand einzuwenden hat? — Daß er ferner seinen alten Lehrer zum Tode verurtheilte, klingt freilich übel, doch der höher gebildete Mensch wird nimmermehr zugeben, daß es auch übel sei. Ob so ein langweiliger Mann wie Seneca lebt oder nicht, daran ist wenig gelegen; ja, man könnte vielleicht sogar behaupten, es sei eine verdienstliche Handlung gewesen; denn es ist ohne Zweifel nützlich und tugendhaft, einen langweiligen Mann fortzuschaffen; — und langweilig war er doch gewiß; schon um deswillen, weil er moralische Aufsätze schrieb, die der Kaiser wol gar lesen sollte.

Das Allerbedenklichste bleibt jedoch immer der Muttermord; indessen wer nur rechte Courage hat, könnte auch den wol in Schutz nehmen; oder will er großmüthig sein und die Schwäche der Leser schonen, so nenn' er ihn etwa einen Akt der phanta=

stischen Willkühr, die diesmal freilich die feinere Linie des Schönen ein wenig überschritten habe. Glaubt man aber damit nicht auszukommen, so weiß ich noch ein besseres und zwar ein heroisches Desperationsmittel: man leugne die ganze That und behaupte frisch weg, Tacitus, der, bei aller seiner Kürze, doch auch bekanntlich ein hypochondrischer Moralprediger gewesen, habe die ganze Geschichte erfunden. Den vollblühendsten Kranz der Berühmtheit würde jedoch wol der Schriftsteller bekommen, welcher versicherte, er wisse gewiß, und kein Vernünftiger könne es jetzt mehr bezweifeln, weil er es wisse, nicht Nero habe seine Mutter, sondern — die Mutter habe den Nero umgebracht. — Glaubt mir, die Hälfte der Leser solcher Sachen läßt dabei vor Schreck die Kaffeetasse fallen, sagt aber doch hinterher in der Angst: „das ist doch ein origineller Scribent, der Talent hat.“ Es ist wahr: ein solcher Desperationscoup wird nicht lange wirken, und man muß deshalb auf Abwechselung bedacht sein; ich würde deshalb rathen, mit ähnlichen Behauptungen, z. B. nicht Kain habe den Abel, sondern Abel den Kain getödtet, nicht Hannibal habe bei Cannä gesiegt, sondern die Römer u. s. w., keck und schnell hervorzurücken.

Als Beurtheiler der deutschen Literatur — von der die Deutschen so gern erzählen hören — heut zu Tage noch berühmt zu werden, ist gewiß ein schwer Stück Arbeit, denn tausend sonst trefflich-freche und käferartig kecke Ausfälle machen jetzt kein Aufsehen mehr. Setzt sich z. B. jetzt ein ästhetischer junger Herr hin und schreibt etwa: Klopstock sei nie einer wahren Begeisterung fähig gewesen, Lessing ohne alle poetische Anlage; von Hagedorn, Gerstenberg, Ramler u. s. w. könne gar nicht mehr die Rede sein, so wartet er vergeblich auf einen Kranz dafür, und man giebt dem talentvollen Jüngling zu verstehen, mit dergleichen Sprüchen könne er nur zu Hause bleiben, denn man habe sich längst satt daran gelesen. — Was wäre dabei zu thun? Man muß die Dosis verdoppeln. Man könnte z. B. sagen, es sei schon wunderlich genug, daß man auch nur der Mühe werth gefunden habe, zu behaupten, Lessing sei ohne alle Poesie gewesen, weil sich das von selbst verstehe; daß er aber auch kein rechter Kritiker gewesen, das sei schon wichtiger, und das wolle man hiermit festgesetzt haben.

Mit Schiller kann man es halten wie man will, nur sei Alles, was man vorbringt, maaßlos übertrieben. Ich würde rathen, ihn in einer Zei-

tung den größten Dichter der Welt und aller Jahrhunderte zu nennen, und in der andern ihn unendlich herunter zu machen. Dann kann es uns an Gegnern und Lobrednern nicht fehlen, und wir könnten am Ende sagen, es sei Alles nur Ironie gewesen, um die Philister zu ärgern.

Schwieriger ist die durch Goethe zu erreichende Berühmtheit. Mit pseudo-frommen Seufzern über seinen realistischen Tic und sein plastisches Heidenthum ist nichts mehr zu machen, selbst mit dem Schimpfen auf die Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit u. s. w., und wäre es noch so frech, ist kaum eine achttägige Berühmtheit mehr zu erjagen, ja, sogar die schamlosesten Pasquille gegen den Dichterkönig sind in neueren Zeiten zu Maculatur geworden. Bei so bewandten, beklemmenden Umständen wäre es wol das Beste, wir wählten einen Mittelweg, sprächen ihm alle Tiefe und Größe ab, versicherten aber mit gnädiger Milde, er habe denn doch ein leichtes Talent und könne sich allenfalls mit irgend einem ziemlich angenehmen, melodiösen musikalischen Componisten messen. Ich stehe dafür, es wird Leute geben, die dann ausrufen: „der Kerl hat's getroffen."

Endlich ist noch ein höchst wichtiger Rath zu

geben. Ein deutscher Schriftsteller, welcher schnell berühmt werden will, muß durchaus (und wüßte er auch von deutscher Geschichte, Wissenschaft und Kunst nichts, und von deutscher Sprache blutwenig), er muß, sage ich, Deutschland im höchsten Grade verachten und schmähen. Ein Franzose freilich, der gegen Frankreich so lästern wollte, wie wir fast alle acht Tage in ästhetischen Journalen von Deutschen auf Deutschland schelten hören müssen, würde vermuthlich in Frankreich als Gegenstand der Verachtung ein schlimmes Schicksal haben, und es wäre wol möglich, daß man ihn gelegentlich über die Ardennen, oder über die Pyrenäen, oder über den Canal ohne alle Umstände hinüber transportirte, da doch nun einmal mit einem so entschiedenen Malcontenten nichts Gedeihliches anzufangen ist. In Deutschland aber gefällt dergleichen vielen Leuten, die überhaupt das Verachten und Verhöhnen, sei es auch noch so albern, für etwas Brillantes halten. Sie streicheln sich bei der Lectüre solcher Scripturen den Bauch, und sagen etwa: „Bin ich doch nicht gemeint; was geht es mich an?" — Die alte Germania hat ohnehin ein zähes Leben und kann allenfalls einen guten Puff vertragen.

Auch für die Zukunft blühen hier nette Hoff=

nungen auf. Neulich noch — um ein Beispiel zu geben — rief ein zwölfjähriger, ohne Zweifel höchst talentvoller Jüngling, dem der pedantische Conrector eine strenge Uebung im Decliniren und Conjugiren empfohlen hatte, da es immer noch damit hapere, in erhabenem Zorne aus: dergleichen rauhe barbarische Ungebühr könne nur in Deutschland vorfallen! — Lasset nur diesen zwölfjährigen Jüngling erst zum funfzehn- oder sechszehnjährigen — Mann und endlich zum fünfundzwanzigjährigen Greise werden; wie köstlich wird er auf die Deutschen schelten! Wie sublim grob wird er gegen sämmtliche Landsleute einherfahren; — nur freilich mit Ausnahme des Verlegers, der als Mäcen und Pfleger des Genies mit großem Recht höflich tractirt sein will. — Die Berühmtheit kann einem so verdienstvollen Scribenten gar nicht ausbleiben; ja, man wird endlich ganze Lorberbäume für ihn anfahren lassen müssen.

Bedenkliche Leute könnten freilich meinen: mit all dergleichen so erworbener Berühmtheit sei es doch eine klägliche Sache; und da muß ich freilich gestehen, daß sie im Ganzen nicht Unrecht haben, sobald man ihnen ihren pedantisch-moralischen Standpunct zugiebt. Diese Leute meinen ferner,

um wahrhaft berühmt zu werden, müsse man eine gediegene Gesinnung, mannigfaltige Talente, ächtes Genie, vielseitige Kenntnisse, geläuterte Lebenserfahrung, würdigen Styl, und Gott weiß, was noch alles haben, ja, sie setzen wol gar hinzu: wer wahrhaft Berühmtheit verdiene, strebe nie ängstlich nach derselben, sondern lasse sie kommen oder nicht kommen, wie es sich trifft. Dergleichen phantastische Gedanken sind aber auch höchst lästige Gedanken, und können ordentlich melancholisch machen, weshalb wir uns auch nicht weiter damit behelligen wollen. Ein behaglich frecher Scribent, der die Frechheit con amore treibt, fragt den Henker nach allen solchen Pedanten, und wenn sie ja einmal aussprechen sollten, daß sie ihn verachten, so hat er ja auch noch seine guten Freunde, den gränzenlos genialen Poeten Hinz, und den namenlos geistreichen Kritiker Kunz zur Seite, die ihn beschützen, um gelegentlich wieder beschützt zu werden.

Aber es giebt noch eine Bedenklichkeit, und die entspringt leider nicht bloß aus jener Pedanterie, sondern fußt wirklich auf dem schlimmen Grunde der Erfahrung, welche die Literargeschichte giebt. Fragt man nämlich, wie lange wol eine solche Be-

rühmtheit dauere, so muß ich leider die trübselige Antwort geben: Etwa von der Michaelismesse bis Weihnachten, vielleicht sogar fünf Monate; das allerhöchste auf dem bezeichneten Wege Erreichbare aber ist eine einjährige Unsterblichkeit. — Dieses Unglück schreibt sich jedoch bloß daher, daß man, wie gesagt, die Frechheit bisher noch viel zu zart und kleinlaut, und lange nicht genug in's Sublime getrieben hat, weshalb ich die oben gegebenen Desperationscoups wieder in's Gedächtniß zurückrufen möchte. Ueberhaupt kann man bei dem Gedränge so vieler Competenten der Berühmtheit, nicht desperat genug verfahren, und ich will es nicht verhehlen, daß ich neulich einem jungen Scribenten, der mir klagte, er sei nunmehr schon viermal berühmt gewesen, und viermal wieder unberühmt geworden, den nicht sehr moralischen Rath gab, völlig den Gottlosen zu spielen. Er könne ja z. B., um die halbe Welt sogleich in Schrecken zu setzen, den ersten Vers im ersten Kapitel der Bücher Mosis:

„Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde" angreifen, und etwa sagen: das sei nur ein altes Vorurtheil, mit dem es nichts auf sich habe. Der junge Mann wurde freilich anfangs ein wenig blaß,

fand jedoch hinterher die Sache so übel nicht, und fürchtete nur, der Setzer werde ungeduldig werden, und dergleichen lästerlich-schauerliche Hypergenialität nicht drucken wollen. — Indessen nur Courage! Die Sache macht sich am Ende doch.

31.

Der Mensch und die Stunde *).

Daß der Mensch aus Einem Stücke oder aus Einem Gusse sein solle, giebt freilich Jeder zu; es ist nur zu beklagen, daß es so Wenigen gelingt, jenes Ziel zu erreichen, und daß Viele sich gar nicht einmal darum bekümmern. Es giebt — um die Sache doch in Einer Hinsicht näher zu berühren — Jahrszeiten-Menschen, Monats-Menschen, Wochen-, Tage-, Nacht-, Stunden-, ja vielleicht sogar Minuten-Menschen. Ich kann mir sehr wohl denken, daß man sich vom October bis April in eine Dame verliebt, weil sie in sämmtlichen Abendgesellschaften bei Kerzenlicht, Thee und Witz sehr angenehm erscheint; aber bei der ersten Landpartie

*) Vergl. Nr. 25.

im Mai ist sie so unbeholfen und zeigt sich der Natur so entfremdet, daß sich jener Liebhaber fragt: „Ist denn das dieselbe, die so angenehm zu erzählen wußte und die Prinzessin im Tasso so schön las?“ — Bei andern Frauen ist es wieder umgekehrt, sie können sich nur im Freien bewegen, und selbst das Laufen steht ihnen wohl; aber in einem Gesellschaftszimmer erscheinen sie wie verrathen und verkauft.

Man kann ferner behaupten, daß die meisten Menschen Vormittags weniger liebenswürdig sind als Abends. Bei manchen thut die Kränklichkeit den Abbruch, andere können sich nicht so schnell in das neuerwachte Leben finden, bei andern aber herrscht um jene Zeit der rein wissenschaftliche Sinn so sehr vor, daß ihnen selbst der sonst liebste Besuch unerträglich werden kann, weil man sich doch nicht gleich von der „Analysis des Unendlichen“ unterhalten kann. Fleißige Geschäftsmänner verdienen hier die größte Entschuldigung, ja, sie würden Rechtfertigung verdienen, sobald sie sich nur gewöhnen wollten, mit edler Offenheit, die dem Menschen so wohl steht, zu erklären, sie hätten jetzt keine Zeit. Statt dessen nehmen sie aber gewöhnlich den Besuch an; brummen ihn jedoch sobald

als möglich wieder weg. Der üble Eindruck, den solche Brummer machen, ist nicht leicht zu verwischen.

Viele Menschen sind nur zu genießen, wenn sie genießen, und zwar gute Speise und Trank. Man lasse sie nur die erste Hälfte der Tischzeit in Ruhe, so kann man versichert sein, daß sie in der zweiten sich ganz plausible benehmen werden. Sollte Jemand sie um Etwas zu bitten haben, so wird er wohl thun, bis zur zweiten Flasche zu warten, indem dann die körperlichen Hemmungen der menschlichen Gutmüthigkeit, Liberalität und Großmuth weggespült zu sein pflegen.

Wallenstein hat vollkommen Recht, wenn er eines Geschlechts gedenkt, das sich nicht anders freuen kann als bei Tisch. Bei diesem Worte fühlen sich Tausende getroffen; aber sie lassen es sich gefallen, weil sie überzeugt sind, es gehe dem Nachbar eben so.

Vor dreißig oder fünfundzwanzig Jahren war unter manchen deutschen Dichtern das Sich-Anreizen und Exaltiren durch geistige Getränke, ja, sogar durch Opium zu einer so heillosen Gewohnheit geworden, daß die üblen Folgen nicht ausbleiben konnten. Jene Ueberreizten lagen Vormittags

im Bette, rafften sich Nachmittags ein wenig zusammen, schrieben Abends und gingen dann in Gesellschaft, wo eine — wenn ich mich so ausdrücken darf — geistreiche Erhitztheit und geniale Fieberhaftigkeit sich Bahn machte. Es gab manche, die den ganzen Tag unausstehlich waren, ja sich in der Unausstehlichkeit gefielen, bis sie sich endlich gegen Mitternacht auf den Gipfel ihres Lebens durch Champagner und Arrac hinaufgeschwemmt hatten. Einige dieser Jünglinge sind durch die späteren Leiden, die der Himmel dem armen Deutschland zuwog, und durch die für sie daraus folgenden Entbehrungen zu einem naturgemäßen Leben zurückgeführt und auf diese Weise gerettet worden; andere haben ihr feindliches Verhältniß zur Natur mit einem frühen Tode bezahlt. Ihre Schriften sind meistens untergegangen, weil die Verfasser gewöhnlich geistvoller sprachen als schrieben *), und selbst ihre Namen sind vergessen. — Doch wir wollen heute nicht in die Literargeschichte einlenken, sondern bei dem allgemeinen Leben bleiben, und nur noch hinzusetzen, daß nicht selten

*) Ein im Allgemeinen seltner Fall, doch damals merkwürdig auffallend, und noch nicht genug erkannt.

ein einziger Augenblick zur Entdeckung eines Charakters hinreiche. Das Jahrhundert selbst hat eine gewisse Gattung von Bildung über die ersten Klassen der Gesellschaft dergestalt verbreitet, daß sie nicht bloß wissen, was angenehm und unangenehm, löblich und unlöblich, sondern auch was in ihnen selbst gut und nicht gut oder schwach ist. Vorzüglich weit haben es in diesem Punkte manche gebildete Frauen gebracht, und es ist für viele Männer — besonders bei der großstädtischen Art des Umgangs, wie er sich gewöhnlich macht — überaus schwer, sie in der Tiefe des Herzens zu erschauen, da sie sorgsam genug jene Schwächen alle verhüllen. Es giebt Männer und Frauen, die ein ganzes Jahr lang wie die Liebenswürdigkeit selbst erscheinen können, so lang sie die Gesellschaft beherrschen; und sie beherrschen sie gewöhnlich mit solcher Feinheit und Anmuth, daß die Societät sich gern beherrschen läßt, oder es kaum merkt; — dann aber kann zuweilen ein einziges philosophisches, ästhetisches, oder moralisches Rebellenwort, oder die bloße Versäumniß der gewohnten Huldigung das ganze Liebenswürdigkeits-Gebäude über den Haufen stoßen, eben weil es nur etwas Gebautes, d. h. Gemachtes war. Manche merken auch wohl, was sie in

einer einzigen solchen Minute angerichtet haben, schnell genug, und wollen auf der Stelle wieder einlenken, aber die zurückbleibende verzerrte Miene ist nicht sogleich wieder auszuglätten.

Genug! — der Stoff ist unerschöpflich. — Uebrigens würde man mich ganz mißverstehen, wenn man mir die Absicht zutraute, die Starrheit und Steinernheit einiger alten Stoiker von neuem zu empfehlen. Das sei fern, ganz ferne! — Der Mensch ist und soll bleiben: das lebendige, sich ewig bildende, stets regsame Wesen; aber er sei wie der edle Baum, der zwar alle Jahre mit neuen Blüthen und Blättern prangt, doch in seinen Wurzeln fest steht in der treuen Erde, während der reine Aether um seinen Wipfel spielt.

32.

Kinder, Kinderlieder, Kinderfreuden.

Wenn man bittet und ermahnt, die Kinder doch ja Kinder sein zu lassen, und sie bei Leibe nicht zu Jünglingen und Jungfrauen hinaufdociren, hinaufschelten oder hinaufschmeicheln zu wollen, so wird das Gefährliche dieses Unternehmens zwar im Allgemeinen zugegeben; in der Praxis aber vergißt man die Ermahnung wieder, und versucht aus einem zehnjährigen Knaben einen zwanzigjährigen Jüngling oder gar funfzigjährigen Mann zu machen, ohne zu bedenken, daß nur der ein tüchtiger Jüngling und Mann werden kann, der ein tüchtiges Kind, und ein tüchtiger Knabe gewesen ist. — Da man schon von dem Individuum nichts weiter verlangen kann — (und es ist wahrlich recht viel) — als aus sich selbst, unter der gehörigen Leitung der Erfahrenen, das Höchste und Beste zu bil-

den, was es irgend vermag (weshalb es auch als die größte Beleidigung gelten muß, wenn wir dem Cajus überhaupt nicht zugeben wollen, Cajus zu sein, sondern ihm zumuthen, ein Sempronius zu werden, woraus doch nur elendes Stückwerk entstehen könnte), so ist es noch unsittlicher, wenn wir von dem Kinde verlangen, es solle kein Kind sein.

Wie gesagt, das giebt man Alles obenhin zu, hat aber doch schon heimlich die Perücke fertig gemacht, die man dem armen Kleinen nach wenigen Monaten des Unterrichts aufsetzen will. Von dem Stoff und der Form eines solchen Unterrichts soll hier nicht die Rede sein, sondern ich will bloß der Unbeholfenheit gedenken — ich nehme mit Fleiß das gelindeste Wort — mit der man sich selbst in die Spiel= und Erholungstunden der Kinder mischt. Damit die Kinder lernen, wie sie sich erholen, spielen und scherzen sollen, giebt man eine Menge Gesetze und bringt dieselben in Reime. Solcher ängstlicher Lustlieder haben wir viele hundert, vor denen alle Genien der kindlichen Heiterkeit erschreckt zurückfliehen würden, wenn sie nicht zum Glück und zu rechter Zeit das Talent des Nicht=aufmerkens hätten. Nehmen wir z. B. nur

die folgenden allgemein bekannten Zeilen, die man den Kindern zum Singen in den Mund legt, oder legte, wenn die Unterrichtsstunden aus sind:

Vollbracht ist unser Tagewerk,
Auf, laßt uns fröhlich sein!
Die Freude giebt zur Arbeit Stärk'
Und unserm Leib Gedeihn.

Von unserm jugendlichen Reihn
Sei Zank und Muthwill fern!
Vernünftig soll die Freude sein
Und angenehm dem Herrn.

Betrachten wir dies Lied in seinen einzelnen Zeilen: „Vollbracht ist unser Tagewerk" ein gutes Wort für den Mann, der sich nach einem wohl durcharbeiteten, angestrengten Tage am Abend den Schweiß abtrocknet; im Munde des Kindes völlig lächerlich und absurd. Das Kind hat schlechthin keine andere Tugend als die des liebenden Gehorsams, angeknüpft an die Ahnung von den göttlichen Dingen, die ihm in den ächten Religionsvorträgen, so wie in dem Verhältniß zu seinen Eltern, geweckt sein muß; aber die Liebe, die ihm begegnet, sorgt dafür, daß ihm weder zu viel noch zu wenig zugemuthet werde. — Und was wird ihm denn zugemuthet? Man erzählt ihm biblische Geschichten, und

giebt es denn irgend etwas Anziehenderes als die Historie von Abraham und Isaak, Jakob und Esau, Joseph und seinen Brüdern, von Tobias, Simson, Salomo, David u. s. w.? Ist das eine Arbeit? In gewisser Hinsicht darf das wahrhaft thätige Zuhören und Wiedergeben allerdings eine Arbeit genannt werden; aber die Freude ist bei weitem überwiegend, und ohne jene Arbeit, das heißt: ohne die thätige Aufmerksamkeit wäre auch keine Freude möglich. Man lehrt das Rechnen und Schreiben; ist das schwer? Habt ihr denn so ganz vergessen, welches Vergnügen es euch machte, zum erstenmal die Verhältnisse der Zahlen und Buchstaben zu ahnen? Und war euch nicht gar wohl zu Muthe, als sich zum erstenmal eure Abschrift der Vorschrift des Schreiblehrers sauber und nett präsentirte? War es nicht als hättet ihr ein Kunstwerk geleistet?

Man beginnt ferner das Lateinische und Französische, und hier höre ich schon im Geist den mitleidigen Jammer, den ihr für die Kinder hegt, daß man sie mit dem Auswendiglernen der Sprachformen und Vocabeln quäle. Sobald aber die Sache von dem Lehrer nur einigermaßen vernünftig getrieben wird, so ist nicht die mindeste Qual dabei, denn außer der Phantasie — die bei dem Kinde

doch nur Fröhlichkeit oder süßen Schauder giebt — ist am Morgen des Lebens, wie am Morgen des einzelnen Tages, keine Seelenkraft so frisch und so umfassend als das Gedächtniß, und wehe dem Armen, bei dem es nicht früh geübt wird!

Kommt der Knabe endlich an das Uebersetzen, so ist es ihm, als habe er einen Berg glücklich erstiegen, und jeder einzelne Satz, den er mit Hülfe des treuen Lexicons in deutscher Sprache zurückgeben kann, erscheint ihm mit Recht wie erobertes Land. — Ich will nicht weiter fortfahren, und die anderen Objecte des Unterrichts betrachten, sondern bloß im Allgemeinen erwähnen, daß jedes wohlorganisirte Kind an ihnen eine wahre Herzens- und Verstandesfreude finden müsse, so daß wir mit Sicherheit annehmen können, ein Kind, das mißvergnügt in die Schule zu gehen pflegt, sei schon kein rechtes Kind mehr *), sondern verwöhnt, verweichlicht oder moralisch invalid. — Wie aber nimmt sich nun das „Vollbracht ist unser Tagewerk" im Gesang der Kinder aus!

*) Es müßten sonst — diese einzige Ausnahme findet statt — gänzlich verkehrte Lehrer seiner warten, die es im heillosesten aller Geschäfte, das heißt: „im Freudeverderben", zur Meisterschaft gebracht hätten.

„Auf, laßt uns fröhlich sein!“ — Es ist eine Unart vieler Erwachsenen, daß sie laut verkünden, sie wollen heute, etwa von acht bis zehn Uhr, erstaunlich fröhlich sein, während sie doch endlich einmal wissen sollten, daß das bloße Versprechen, Freude zu empfinden, schon die reine Fröhlichkeit stört, und daß der Dichter vollkommen Recht hat, wenn er sagt, daß nur ein Gott die Freude auf sterbliche Wangen ruft, und wo kein Wunder geschieht, auch kein Beglückter zu sehen ist, oder — in einem andern Liede — daß, wenn nicht vom Himmel der Funken blitzt, der den Heerd in Flammen setzt, der Geist nicht feuertrunken sei und das Herz unergötzt bleibe. Aber die Erwachsenen begnügen sich nicht mit der Ankündigung ihres Entschlusses vergnügt zu sein, sondern sie machen auch noch höchst langwierige und schwerfällige Anstalten dazu, so daß das hinterher folgende sogenannte Fest sich gewöhnlich mit dem Seufzer schließt: „Gottlob, das war denn doch auch überstanden.“ Das Kind aber weiß von all' dergleichen Zurüstungen nichts, es ist froh, weil es froh ist, es kündigt nichts an, und bereitet nichts vor. Warum also nicht bloß das Alter, sondern auch die Unarten des Alters ihm gewaltsam inoculiren?

„Die Freude giebt zur Arbeit Stärk'“ u. s. w. — Hier ist die pure, klare — nicht etwa Prosa, sondern hypochondrische Philisterei. Hier werden die gesunden, muntern Kinder noch vor dem Beginn des sogenannten Vergnügens erinnert, daß es ihnen bloß gestattet werde, damit sie hinterher desto mehr arbeiten können; man macht sie auf den Nutzen der Freude und der Glückseligkeit aufmerksam, damit sie ja recht früh zu dem krassesten Nützlichkeitsprincip gelangen, und hinfort bei jedem Kräusel- und Ballspiel sich sagen können: „Dabei gedeiht der Ober- und Unterleib vortrefflich.“ Auch das Lachen im gehörigen Maaße ist nicht unerlaubt, denn es reizt den Appetit und stärkt überhaupt die Verdauungswerkzeuge, so wie selbst ein gelindes Weinen nicht ganz zu verbieten ist, da es das Auge reinigt, das hinterher nur noch heller sieht.

„Von unsern jugendlichen Reihn sei Zank und Muthwill fern.“ — Zank? Nun freilich; aber der Lehrer hätte billig Sorge tragen sollen, daß die Schüler längst wissen, das Zanken sei nicht einmal eine männliche Unart, auch nicht eine weibliche, sondern nur eine weibische, und selbst ein mittelmäßiger Knabe solle sich zu vornehm fühlen für dergleichen Gemeinheiten, wobei jedoch nicht wieder

einzuschärfen sein möchte, was „streiten" und „kämpfen", und wie das wohl überhaupt, so lange die Welt die Welt ist, unvermeidlich sei. Doch auch der Muthwill soll sich entfernen! — Wer darf denn muthwillig sein, wenn es die Kinder nicht sein dürfen? Niemand, und die Welt mag zusehen, wie sie sich ohne fröhlich neckende Genien in dürrer Ernsthaftigkeit behilft. — Nun, wir wollen ein wenig von der Strenge ablassen, schärfen aber ein, daß der Muthwille leicht zu weit gehen kann. — Freilich kann man sich auch, nach der Versicherung erfahrener Männer, im schönsten Wein berauschen, woran aber der Wein, dieses reine, frommfröhliche Himmelsgeschenk, nicht Schuld ist. —

Ueber das Wesen des Muthwillens giebt übrigens unsere Alles ehrlich heraussagende Sprache selbst guten Bescheid, und so, denke ich, wollen wir den Muth und den Willen, den willigen Muth und den muthigen Willen, so wie selbst die damit verwandte „Wähligkeit" (welch ein genau bezeichnendes Wort!) immerhin gelten lassen.

„Vernünftig soll die Freude sein." Die starre Prose in dieser Zeile ganz bei Seite gesetzt, wollen wir bloß zu bedenken geben, es verstehe sich von selbst, daß wir die Vernunft, mit der wir Gott-

lob sämmtlich begabt sind, in keinem Augenblick unsers Lebens ganz weglegen sollen, und daß wir deshalb eben so gut von vernünftigem Essen und Trinken, vernünftigem Schlafen, Waschen, Tanzen u. s. w. reden könnten, als von vernünftiger Freude, und daß diese Ausdrücke alle zwar ganz richtig seien, nur über alle Gebühr überflüssig und langweilig, wie etwa als wenn Jemand sagen wollte: „ich, der Vernünftige, ziehe mir die Stiefel an, oder: ich ziehe sie mir auf eine vernünftige Weise an." — Die Freude soll nichts sein als eben — freudig, und der Lehrer wird billig Sorge tragen, daß die Kinder längst wissen, die wahre Freude zeige sich immer nur in der Form des ächten, unverkünstelten Anstands.

„Und angenehm dem Herrn." Ganz recht, denn nur der gute und gottinnige Mensch kann sich wahrhaft freuen, aber jene kalte, trockene Bemerkung nach der vorangegangenen altklugen, medizinisch-ökonomischen, wird keinen Nutzen stiften, sondern eher den Witz der Kinder herausfordern, der hier so nahe liegt, daß ich ihn nicht näher zu bezeichnen brauche.

Ist es aber wol der Mühe werth, sich so lange bei einem Kindergedicht aufzuhalten? — An diesem

einzelnen Gedicht ist wenig gelegen, und ohne Zweifel hat es der Verfasser sehr gut damit gemeint; aber die Ansichten, die dasselbe und hundert und wieder hundert andre vortragen, dieses poetisch = polizeiliche, unberufene Einmischen in die harmlose Kinderfreude, diese süßlächelnde Pedanterie u. s. w., das Alles verdient gar sehr, bekämpft zu werden. Ueberhaupt ist es wol nur sehr wenigen Erwachsenen gegeben, wahre Lieder für Kinder zu machen, wie etwa Matthias Claudius sie dichten konnte. Gebt ihr ihnen aber trockene und altkluge, so werden sie die kürzeste Recension liefern, d. h. sie werden gähnen, und wie stolz ihr euch auch gebärden möget, so werdet ihr doch einräumen müssen, daß über ein Kinderlied die Kinder die erste Stimme haben, obwohl ihnen freilich keine Literaturzeitung zu Gebote steht, ihr Urtheil zu vertausendfältigen. —

Unsere Vorfahren ließen die Kinder sich ihre Gedichte selber machen, und man muß es den Kindern nachsagen, daß sie sich gut genug zu helfen wußten. Sie eigneten sich theils einige alte Volkslieder an, die sie im Bereich ihrer Stadt oder ihres Dorfes gehört hatten, oder nahmen nur einzelne Strophen, die ihnen besonders zusagten, her=

aus, oder verarbeiteten dieselben zu Mosaik und verbanden sie mit ihren eigenen Reimen. Diese letzteren von Kindern gedichteten Kinderlieder sind ohne Zweifel unzählig, und viele hunderte entstanden mit dem Tage, und endeten mit ihm, manche aber sind doch auch erhalten, und noch viele Kinder bedienen sich ihrer oft auf eine überraschende Weise singend oder „abzählend." Ausgezeichnete Dichter und Literatoren, von Arnim, Brentano, die Brüder Grimm u. a. haben davon gesammelt, was sich ihnen als bedeutsam bot, und da der Undank überhaupt ein schlechtes Vergnügen sein muß, so wollen wir im Gegentheil uns recht herzlich und dankbar darüber freuen. Die guten Kinder jener alten Zeit, die eben, als Kinder, mit der Logik und Philosophie, mit den klassischen Griechen und mit den neuern romantischen Poeten, mit Hermanns und Apels Metrik begreiflicherweise gänzlich unbekannt waren, dichteten munter darauf los, wie etwa jener ungenirte Maler von Ubeda malte, von dem uns Cervantes erzählt, er habe, wenn man ihn fragte, „was er eigentlich mache?" ruhig geantwortet: „was daraus wird." So brachten denn die Kinder allerdings oft sehr wunderliches Zeug zu

Markte, überschwengliche Albernheiten und köstlich blühenden Unsinn. Aber was ist es denn nun mehr? Lasset sie immer ihr „Maikäfer flieg" ruhig singen, sie verlangen gar nicht, daß ihr es für ein von allen Musen geglättetes Meisterstück erklärt, und wenn sie nach dem phantastischen:

Hohe, hohe Dorne,
Wer sitzt in dem Korne? u. s. w.

oder nach dem anfänglich auf Zartheit ausgehenden:

„Hohe, hohe Weide,
Wir spinnen klare Seide" u. s. w.

bei ihren Spielen „abzählen", so zittert deshalb nicht gleich für ihr Seelenheil oder für ihren Verstand, sondern erinnert euch lieber an Goethe's lustigen Ausspruch (in den Venedischen Epigrammen) man könne nicht immer mit Gewißheit sagen, ob ein Epigramm „auch gut sei," weil man nicht wisse, was sich der Verfasser, „der Schalk, dabei gedacht." Es ist besonders hübsch, daß gerade Goethe hier den guten Kindern zu Hülfe kommt, Er, dem wohl noch Niemand stete und höchste Besonnenheit abzusprechen gewagt hat. —

Es ist bekannt, daß einmal die geschätzte Bürgermeisters-Tochter in einer kleinen Stadt, um ihren Freundinnen Schillers „Würde der Frauen“ zu empfehlen, die Sache folgendergestalt vortrug: „Ehret der Frauen ihr Flechten und Weben! heimliche Rosen! o irdisches Leben! Flechten der Liebe beglücken das Land,“ worüber die ganze Gesellschaft entzückt staunte. Könnten wir es wol über das Herz bringen, diese sonst ohne Zweifel sehr ehrsame und anmuthige Jungfer deshalb für verrückt zu erklären, weil sie Verrücktes vortrug und sich daran ergötzte? Glaubt mir, es giebt noch unzählige Menschen in allen Ländern, die von den schönsten Gedichten nichts weiter genießen als einzelne Worte und Klänge, mit denen sie dann ihre eigenen oft verworrenen, aber angenehmen Phantasien verweben, so wie es auch andere giebt, die einen gewissen pomphaften Unsinn in klingenden Reimen für völlig erlaubt oder gar löblich halten. Die Poesie ist ihnen eine gute Mutter, die selbst ein phantastisch-tolles Kind, das sonst nirgends ein Unterkommen finden würde, nicht verschmäht, sondern lächelnd in die Arme schließt. — — Sollen wir nun milde sein, sogar gegen diese Erwachsenen; wie viel

mehr gegen die Kinder, daß sie sich an jener wunderlichen Mosaik ihrer Lieder ergötzen!

Fasse ich endlich Alles zusammen, was dieser kleine Aufsatz will, so würde der Spruch etwa also lauten: Seid streng gegen eure Kinder; aber liebend, lasset sie tüchtig arbeiten; aber überzeugt sie auch, daß die reine Freude am Arbeiten erst den Menschen zum Menschen mache, so wie die Faulheit auf thierischen Sinn hindeutet, dem allein im dumpfen trägen Hinstarren wohl sein könne, Selbst heiter zeigt ihnen dann, daß das Leben keine Zwangsanstalt, kein Zuchthaus und keine Galeerenstrafe ist, sondern daß es, ein edles gotterfülltes Kunstwerk, in fröhlichem Zusammenwirken aller Kräfte seine Bedeutung und seinen Lohn findet. Stört die Freude der Kinder nicht, — es ist nichts leichter als einem Kinde Freude zu machen, aber auch leider nichts leichter als dieselbe zu unterbrechen und nach und nach zu zerstören, denn das Kind hat von den tausend Waffen, die wir Erwachsenen in Kunst, Wissenschaft, Erfahrung u. s. w. finden, keine einzige. Es hat nichts als sein kleines unbeschütztes, nacktes Herz, das wir eben so leicht erheben, als zu Boden schlagen können. — Und wenn ihr das bedenkt, so legt euch

auch die unendlich ernste Frage vor: Was habt ihr wohl einem Kinde als Ersatz zu bieten für eine verderbte Freude, oder gar für eine durch euren Irrthum oder Eigensinn entblätterte, gesenkte, verdunkelte und vertrauerte Jugend? —

33.

Häuslichkeit und Unhäuslichkeit.

Es gab eine Zeit, in welcher die deutschen Prediger, populären Schriftsteller und gebildeten Sprecher in den Gesellschaften das Landleben für das einzige Heil der Menschen erklärten, weshalb auch jeder redliche Romancharakter sich am Schlusse ein Rittergut oder doch kleines Bauerngut kaufte, welches er im Nothfall mit seiner lieben jungen Frau selbst bestellte, wobei nicht genug gerühmt werden konnte, wie wohl sich das Paar bei dieser Lebensart befände, wogegen sich allerdings nichts einwenden läßt. Das Stadtleben aber wurde als durchaus gefährlich und verdrießlich bald gehaßt, bald verachtet, und am übelsten waren sämmtliche Dichter auf die Hofleute zu sprechen, die nebst den Präsidenten und Vicekanzlern mit sichern Schritten dem ewigen Verderben entgegen gingen. Verwandt mit

dieser Richtung war die stete Erhebung der Häuslichkeit, und die Roman- und Schauspieldichter konnten gar kein Ende finden, diese Tugend zu empfehlen. Nichts wurde mehr gerühmt, als wenn ein Edler im Schlafrock und Pantoffeln gern zu Hause blieb; auch ward ihm, nach der Hochzeit wenigstens, eine frischgewaschene Nachtmütze als wohlverdiente Zierde verstattet. Ein tugendhafter Freund kam Abends in demselben Costüm zum Besuch, was die trefflichen Einwohner des Dörfchens natürlich nicht im mindesten befremdete, und so saßen die Lieben wohlgemuth zusammen und sprachen über die Kienraupe und Bonaparte, über Acazienpflanzungen und die Unsterblichkeit der Seele. Fast alle Abend wurden ferner in den Schauspielhäusern vor viel hundert Zuschauern, — die doch sämmtlich hatten ihr Haus verlassen müssen, um der dramatischen Predigt beizuwohnen — von der schönen Häuslichkeit geredet, und Spanier und Deutsche, Engländer und Franzosen, Kamtschadalen und Peruaner: Alle vereinigten sich in Anbetung des stillen Abendsterns der Häuslichkeit, ja, selbst solche Stände, die bekanntlich nicht immer recht häuslich sein können, z. B. Gesandte, Krieger u. s. w., rühmten nichts so sehr als die Häus-

lichkeit. Man meinte es gut, vergaß aber gänzlich, daß die Häuslichkeit nur dann zu einer Tugend werden könne, wenn der Mann zuvor seine Kräfte dem Staate, oder irgend einer andern umfassenden Idee widmet, denn ohne Staat giebt es eigentlich auch kein rechtes Haus, und wer das Leben da draußen auf dem Markte und im Felde scheuen wollte, dessen Häuslichkeit würde nur eine andre Form der Weichlichkeit sein.

Es ist aber mit dem deutschen Publikum eine eigene Sache. Hat es sich einige Jahre in solchen halb wahren, halb löblichen Gefühlen übernommen, und gleichsam trunken gemacht, so folgt, wie in der physischen Welt, Ermattung und Ekel, von wo aus der Schritt in das entgegengesetzte Extrem nur zu leicht ist. Eine gewaltigere Zeit hat uns mahnend zugesprochen, und es will seitdem mit der idyllischen Häuslichkeit leider nicht mehr recht fort. Die zarten und kühnen Liebenden, die ehedem sehr löblich versicherten, sie wollten mit der kleinsten Hütte, und einem Gärtchen daneben, bei Milch und Brodt völlig zufrieden sein, sind zwar gewiß nicht aus dem deutschen Leben verschwunden, wol aber aus den Romanen und Schauspielen; von der Häuslichkeit ist gar die Rede nicht mehr, sie ist

im eigentlichsten Sinne abschmäckig geworden, und da die meisten Herren und Damen jetzt Morgens, Mittags, Nachmittags und Abends bis etwa Mitternacht ausschreiten und aushüpfen, so würde es wie Satyre klingen, wenn wir noch neue Auflagen, etwa von Stark's häuslichen Gemälden und ähnlichen Schriften, veranstalten wollten. Indessen wird die Sache ernsthaft, und wenn es so fortgeht, so ist — wie ich schon früher einmal sorglich andeutete — vorauszusagen, es werde auch mit der Unhäuslichkeit nicht lange mehr bestehen; denn wenn alle Leute ausgehen, so findet zuletzt Niemand mehr den Andern zu Hause, was nothwendig unangenehme Scenen veranlassen würde. In diesem Falle wüßte ich keinen andern Rath, als daß sich die Hälfte in tugendhafter Verzweiflung entschlösse, zu Hause zu bleiben, damit nur die Besucher und die Besucherinnen könnten empfangen werden. Doch fordert die Gerechtigkeit, daß man sich wechselsweise Opfer brächte, wie etwa in guten Haushaltungen die erwachsenen fleißigen Töchter die Küchen- und Haushaltungswoche Reih' um gehen lassen.

Ende des ersten Bändchens.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Franz,

Fortepiano kleine heitere Schriften

Bd.: 1. (1831). - VIII, 199 S.

Iserlohn 1831

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.397-b#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721068-6